

Lost Places – Verlassene Orte in Liechtenstein

Mario F. Broggi

Inhalt

84	Einführung	99	Das verschwundene «Bad Vogelsang» im Triesner Wald
85	Der einsame Bunker auf der «Mazorahöhe» (Triesen–Fläsch)	102	Der verschwundene Dorfbach von Triesen
88	Die Burgruine «Grafenberg» oder «Mörderburg» bei Balzers	104	Eine frühe Nutzung der Elektrizität in Triesen
89	Die verlorene «Hochbruck» in Balzers	107	Der Nachtwächter und die Stechuhr
91	Ein verstecktes Bauwerk nahe der «Lawenabrücke»	109	Die «rebellisch» errichtete Mauer beim «Meierhof» in Triesen
93	Das Rätsel um die «Russen-» oder «Polen-Steinmauer» in der «Rassla-Lawena»	111	Historisches Gedenken an Verunglückte im Wald
95	Die längste noch bestehende Steinmauer im «Heuledi» in Triesen	116	Ein verlorenes Bauwerk in den «Rheinauen»
		118	Eine Treppe ins Nirgendwo beim «Gampriner Seelein»
		119	Ein Kalkofen am «Hinterschellenberg»
		121	Dank

Abb. 1: Das verlassene Häuschen in «Runkels» erinnert an die Anfänge der Stromversorgung in Triesen.



Einführung

Abb. 2: Die Klosterruine «Eldena» bei Greifswald (Mecklenburg-Vorpommern) – Prototyp eines Lost Place.



Schaut man in die verschiedenen Fernsehkanäle, begegnet man fast täglich nummerierten Serien über «Lost Places», also beispielsweise Lost Place 112. Die deutsche Aussage bedeutet «verlassene Orte». Meist handelt es sich um Begegnungen mit der jüngeren Geschichte, zum Beispiel Ruinen der Industrie- und Militärgeschichte. Es sind Orte, die im Kontext der ursprünglichen Nutzung in Vergessenheit geraten. Was ist daran so faszinierend, dass es sogar «Lost Places Google-Maps» gibt? Man darf von einem eigentlichen Hype, also von einer euphorischen Begeisterung, rund um das Thema sprechen. Ist es das Entdecken ähnlich der Schatzsuche mit einem Detektor? Es ist wohl umfassender zu sehen. Es beinhaltet auch ernsthafte Formen der Heimatkunde, verbunden mit der Sehnsucht, etwas Verlorenes wiederzufinden. Wir begegnen in der Natur überwucherten Resten der Zivilisation und Zeugen der Vergangenheit mit Kraft zur Erinnerung.

Als Erste kommen mir beim Thema «Lost Places» die Ruinen ehemaliger Klosterbauten in den Sinn, die in einer häufig parkartig umgebenden Landschaft einen besonderen mystischen Eindruck hinterlassen, der unter die Haut geht. Einige dieser Objekte würde man heute als Kraftorte, als magische Orte mit Ausstrahlung, bezeichnen, wobei ich dies ohne esoterische Betrachtung mit besonderer Erdstrahlung sehe. Ich nehme hier als

Abb. 3 und 4: Im Nationalpark Val Grande im Piemont (links) wird eine ganze Landschaft zum «Lost place», während im Tessiner Val Bavona (rechts) die mit Stein gebaute Landschaft noch unterhalten wird.



Der einsame Bunker auf der «Mazorahöhe» (Triesen–Fläsch)

Beispiel die Ruinen des Klosters Eldena bei Greifswald (Mecklenburg-Vorpommern). Das Zisterzienserkloster Eldena wurde 1199 östlich der späteren Stadt Greifswald gebaut. Nach der Reformation im Jahre 1533 verfiel das in Backsteingotik errichtete Bauwerk allmählich. Verblieben sind Teile des Kirchenschiffs und des Konventgebäudes. Diese wurden konservierend bereits im 19. Jahrhundert gesichert. Moos und Gras wuchern über die roten Backsteine. Eingefasst wird die Ruinenlandschaft durch starke Eichen. Der berühmte deutsche Künstler Caspar David Friedrich (1774–1840) malte diese Ruine sein Leben lang, mal verschneit, mal mystisch-dunkel. Aus diesem Anblick erschuf Friedrich eine morbide Landschaft (DER SPIEGEL Nr.1/2023, S. 104). Aus Anlass seines 250. Geburtstags wird er in Greifswald gefeiert und Eldena wird dort im Mittelpunkt stehen. Zu Friedrichs Zeiten war das Gelände kaum zugänglich, ein Lost Place. Dass es die Ruinen noch gibt, liegt auch an ihm. Skizze um Skizze hat Friedrich von dem Gemäuer gezeichnet. Friedrich spricht nicht den Kopf an, sondern das Herz. Er belebt die Schlagwortinhalte Sehnsucht, Mystik oder Melancholie. Der prekäre Zustand unserer Mitwelt bringt Menschen zur Kunst der Romantik. Und die Aura der dortigen Ruinen der Klosteranlage bildet dies wahrlich ab.

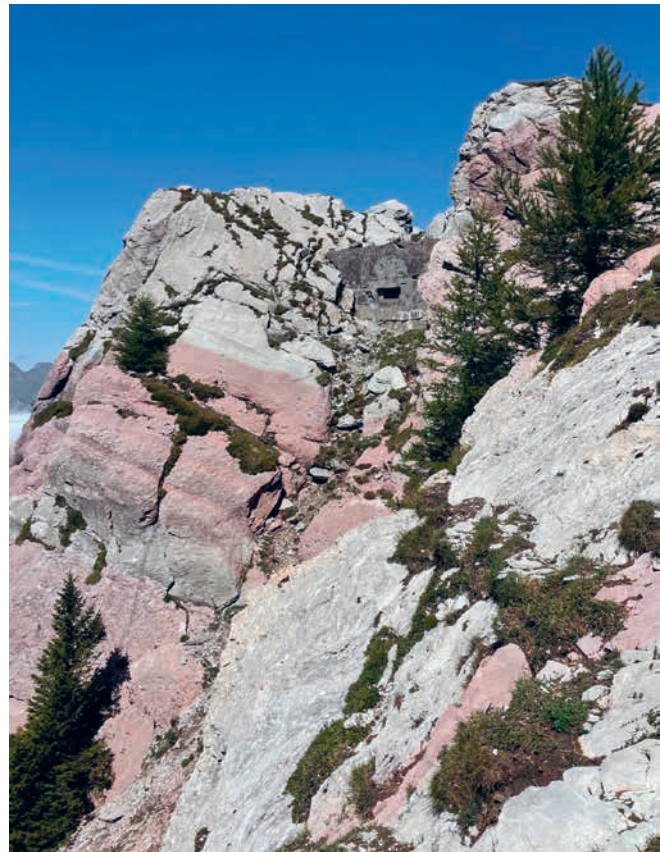
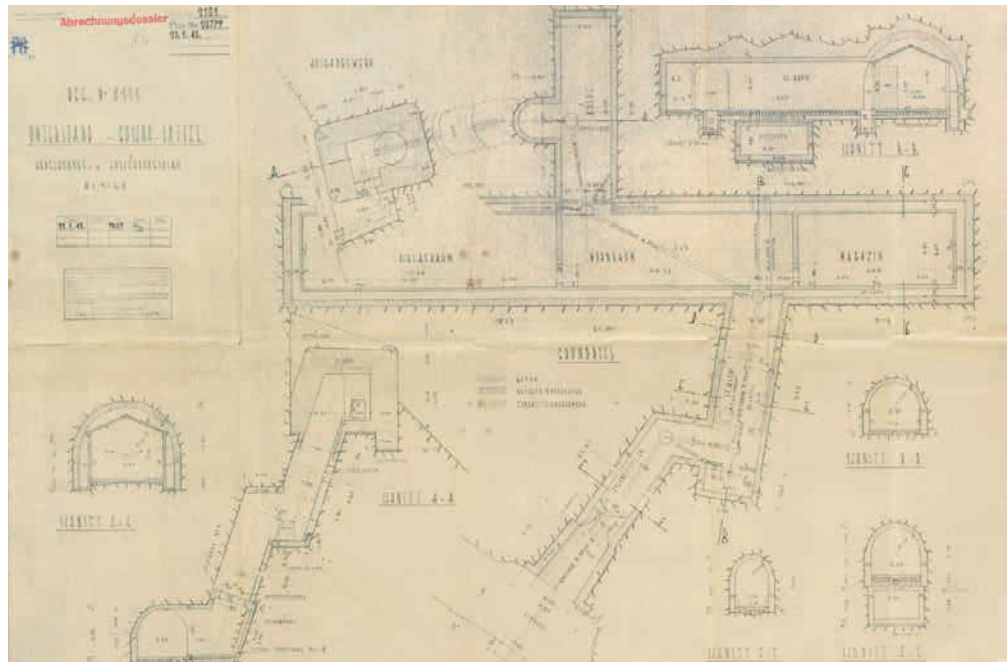
Dehnen wir die «Lost Places» auf Landschaften aus, so sehe ich die nach dem Zweiten Weltkrieg verlassene Gegend des heutigen Nationalparks Val Grande im Piemont vor mir. Ich sprach dort schon von einem «Machu Pichu-Momentum» mit den dort vorhandenen dichten Spuren ehemaliger Ortschaften, Alpgebäuden, gepflasterten Maultierpfaden, kilometerlangen abgetrepten Steinmauern, Wegkapellen. Es ist dies eine Landschaft «pietra in pietra», Stein in Stein, von Natur und Menschenhand symbiotisch geschaffen. Im Tessiner Val Bavona lebt diese Steinlandschaft noch, sie ist dort besonders bildhaft als traditionelle Kulturlandschaft erhalten. Aber auch in unserer liechtensteinischen Landschaft gibt es verlassene und kaum bekannte Objekte, eben Lost Places. Ich will hier von einigen ausgewählten Objekten berichten.

Die «Mazorahöhe» liegt auf 2045 Meter über Meer und verbindet über das «Guschnerwegli» das liechtensteinische Lawenatal mit dem Bündner Raum ob «Guscha» zur «St. Luzisteig». Solche Übergänge wurden für Schmuggel und Wilderei benutzt. Sie hatten aber auch ihre strategische Bedeutung, insbesondere in Zeiten kriegerischer Ereignisse. So ist bekannt, dass in der «Franzosenzeit» im Kampf um die Feste «St. Luzisteig» die «Mazorahöhe» eine gewisse Rolle spielte (Piguet 1940/41). Im März 1799 rückten die Franzosen mit 15 000 Mann ins Sarganserland und Werdenbergische ein. Die Steig war von einem Bataillon Österreicher besetzt. Die Truppen des französischen Generals Masséna setzten bei «Azmoos» in einem zweiten Anlauf erfolgreich über den Rhein und griffen die Festung von vorne an. Einer französischen Kompanie gelang es mit dieser Umgehung, auf der «Guscha»-Seite in die Festung einzudringen. Bald darauf erfolgte ein Gegenschlag mit dem österreichischen General Hotze mit 8000 Mann. In Triesen sammelten sich grössere österreichische Truppen und einer von vier Vorstössen mit einem Bataillon erfolgte am 1. Mai 1799 über «Tuass, Lawena, Mazorahöhe nach Guscha». Den langen Weg durch die «Lawena» und über die «Mazorahöhe» zeigten Ortskundige Führer aus Triesen. Sechzig Bauern mit Schaufeln mussten den Weg durch die noch tief verschneite Mazorahalde freischaufeln (Brunhart 1999). Dies führte zwar vorerst nicht zum Erfolg. Erst zwei Wochen später kam es in einem zweiten Angriff zum Fall der Festung «St. Luzisteig», die Franzosen zogen sich in der Folge aus ganz Graubünden zurück. Die Österreicher blieben bis 1800 im Besitz der Steig, worauf die Franzosen neuerlich zurückkamen. Im 19. Jahrhundert war es vorbei mit fremden Heeren. Um 1830 bezeichnete Oberst Dufour als eidgenössischer Generalstabschef die Wiederherstellung der Werke auf «St. Luziensteig» als dringlich (Piguet 1940/41).

Zur Zeit des Ersten Weltkriegs war das Gebiet auf der «Guscha» bis zur Landesgrenze zu Liechtenstein, das zum österreichischen Zollgebiet gehörte, militärisches Sperrgebiet und die Bewirtschaftung der «Guscha-Mäder» war nur mit speziellem Ausweis erlaubt (Brunhart 2019). Während des Zweiten Weltkriegs war das «Guscha»-Gebiet grösserräumig in das schweizerische Verteidigungskonzept einbezogen. Max Leuener, ehemaliger Stadtpräsident von Maienfeld und militärischer Abschnittschef auf der «St. Luzisteig»,

Abb. 5: Grundriss Unterstand
«Guscha-Sattel» (© Schweizeri-
sches Bundesarchiv, Bern).

Abb. 6 und 7: «Verlorener»
Bunkerunterstand unmittelbar
an der Landesgrenze im
Bereich «Rotspitz»
(Fotos: Gebhard Schurti).



sagte mir in einem Gespräch am 26. März 2024, dass im militärischen Riegel «Gonzen-St. Luzisteig» um die 175 militärische Anlagen platziert waren. Damals entstanden der Militärweg «Matan-Mazorahöhe» und verschiedene Festungsanlagen. Das soll auch Arbeit für die Guschner mit ihren Maultieren gegeben haben. Die militärische Präsenz im Gebiet erforderte auch Unterkünfte, wobei die familieneigenen «Bargün» (Maiensässe) im Dürrwald zu «militärischen Ehren» kamen. Sie wurden um- und ausgebaut und stehen heute wieder für zivile Zwecke zur Verfügung. Von den ehemaligen militärischen Bauten bestehen nur mehr Reste, so ein «verlorener» Bunkerunterstand unmittelbar an der Landesgrenze im Bereich «Rotspitz». Er wurde im Jahre 1943 gebaut. Es gibt hierzu noch die Baupläne, die mir Hans Frommelt, Triesen, übermittelte und die heute im Schweizerischen Bundesarchiv öffentlich zugänglich sind.

Abb. 8: Noch weitgehend geschlossenes Steingeviert mit einem benachbarten Brunnen unterhalb der Passhöhe auf der Lawenaseite (Foto: Gebhard Schurti).



Abb. 9 und 10: Auf dem Weg zur Passhöhe finden sich auf einer Steinplatte viele Steinritzungen, die von Hirten stammen. (Fotos: Gebhard Schurti).



Die Burgruine «Grafenberg» oder «Mörderburg» bei Balzers

Der Unterstand steht hier unmittelbar an der Landesgrenze, einsam, verloren und gehörte zum bedeutenden Abwehrdispositiv des Riegels im schweizerischen Alpenrheintal. Die Zugänge zu solchen Befestigungsanlagen seien aus Sicherheitsgründen zugeschweisst worden. Das Relikt des Bunkers erinnert uns an diese Zeit.

Auf der Lawenaseite findet sich unmittelbar unterhalb der Passhöhe ein weiteres Artefakt, ein noch weitgehend geschlossenes Steingeviert mit einem benachbarten neuen Brunnen. Es diente nach Aussage des Triesner Jagdaufsehers Gebhard Schurti dazu, krankes Vieh wenn nötig einzugattern.

Quellen und Literatur

- Brunhart, Arthur: 1799 – Franzosenzeit – Schreckenszeit. Die Auswirkungen des Zweiten Koalitionskrieges auf das Fürstentum Liechtenstein. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 99. Vaduz, 2000, S. 181–206.
- Brunhart, Hans: Die Jeninser Guscha-Mäder – Ein Gespräch mit Hans Bantli (Jahrgang 1920). In: Balzner Neujaahrsblätter 2019, S. 19–23.
- Feldmann, M.: Zur Kriegs-Geschichte der Luziensteig. In: Appenzeller Kalender auf das Jahr 1922, 201. Jahrgang. Trogen, 1922, ohne Paginierung (8 Seiten).
- Piguet, Edgar: Die Luzisteig. In: Schweizer Soldat: Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung, Band 16, Heft 37. Zürich, 16. Mai 1941, S. 880–882.

Westlich im bewaldeten Abhang des «Fläscherbergs» finden sich nahe der Passstrasse von Balzers zur «St. Luzisteig» Reste einer wenig bekannten Burgruine. Sie liegt auf Fläscher Gemeindegebiet, ist aber in Balzner Besitz. Die Ruine findet sich auf einem länglichen Felsvorsprung von 60 Meter auf 750 Meter über Meer mit einem Mauerrest von 25 Meter Länge und sechs Meter Höhe, der einen Meter dick ist. Die Mauer ist aus kleineren Bruchsteinen ausgeführt, hat ein unregelmässiges Gefüge und zeigt an einigen Stellen einen Fischgrätverband, was die Verfugungsresistenz mit den verstellten Klinkern erhöht. Es handelt sich um die Ostwand eines Hauptgebäudes (Palas = Wohngebäude), wobei die Anlage einst ein Ausmass von 41 mal 11 Meter besass. In halber Höhe durchbrechen vier, sich nach innen ausweitende, kleine Scharten die Mauer. Der Burghügel ist vom Berg getrennt. Die Burgruine dürfte Teil einer Talsperre an dieser bedeutenden Verkehrsverbindung gewesen sein. Diese Talsperre soll zur Zeit des Schwabenkriegs 1499 urkundlich erwähnt worden sein. Erstaunlich ist, dass ausser Erwähnung durch Chronisten rein gar nichts über deren Entstehung (wohl im 13. Jahrhundert), Erbauer und spätere Besitzer bekannt ist. Es gibt hierzu kein Schrifttum. Auch zu den Bezeichnungen gibt es keine Erkenntnis, von «Mörderburg» spricht man in Balzers nicht gerne. Den Namen «Grafenberg» mag diese Burg von den Grafen von der Landquart oder deren Rechtsnachfolger, den Grafen von Montfort, erhalten haben. Die ominöse Beschreibung «Mörderburg» hat dieses Kastell vielleicht von Raubrittern erhalten, welche hier während der kaiserlosen Zeit ihr Unwesen getrieben haben. Das macht das Ganze inklusive Namensgebung ominös, mysteriös, und so sieht es auch in der Gegend aus, wenn man unvermittelt auf die Reste stösst. Um das alte Schlössle «Grafenberg» ranken sich denn auch mehrere Sagen, so über einen seltsamen «Geissler» (Vogt 2000), oder es regte für einen Roman an (Johler 1969), wie auch von Brunhart (2000) beschrieben. 2005 wurde die Mauerfront der Burg gesichert, die Anlage dürfte diesen Untersuchungen zufolge früher einem Brand zum Opfer gefallen sein. Es bleiben Fragezeichen über Fragezeichen. An Ort findet man heute noch das erwähnte markante Fragment der Mauer, sonst nichts, ein wahrer Lost Place.

Quellen und Literatur

- Brunhart, Hans: Balzers zur Zeit der Raubritter u. Vögte. Die «Mörderburg» Roman von Josef Johler. In: Balzner Neu-jahrsblätter 2001, S. 43–49.
- Carigiet, Augustin: Burg Grafenberg («Mörderburg»). In: Balzner Neu-jahrsblätter 2007, S. 35–38.
- Hitz, Florian: «Grafenberg», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: <https://historisches-lexikon.li/Grafenberg>, abgerufen am 7. Februar 2025.
- Johler, Josef: Die Mörderburg – Balzers zur Zeit der Raubritter u. Vögte. Balzers, 1969.
- Mooser, Anton: Die Mörderburg (Grafenberg). In: Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde, Heft 12. Chur, 1915, S. 429–432.
- Vogt, Felix: Sagenumwitterter Fläscherberg. In: Balzner Neu-jahrsblätter 2001, S. 37–40.

Es ist hier die Rede von einer «Lost Bridge», also einer verschwundenen Brücke. Am Nordrand des bebauten Balzers, nach dem Abbiegen von der neuen zur alten Landstrasse, steht eine Trafostation. An ihrer Türe hängt ein Schild «Hochbruck». Ich interessiere mich für Flurnamen und beschäftigte mich vor allem mit denjenigen mit Bezug zur Landschaft und ihrer Tier- und Pflanzenwelt. Ich konnte mir auf den Flurnamen «Hochbruck» keinen Reim machen. Dabei kommt es vor, dass Flurnamen wandern, also nicht mehr den ursprünglichen Standort betreffen. Von einer Brücke war zu Beginn der 1980er-Jahre nichts zu sehen. Einzig weiter nördlich war ein trockenes Gerinne vorhanden. Aber halt: Da war eine leichte Kuppe in der Zufahrtstrasse. Sie liess erahnen, dass darunter etwas versteckt sein könnte. Auf der Nordseite war die unmittelbare Umgebung ebenerdig ausgestaltet. Aber auf der weniger einsehbaren Südseite schaute eine Rundung eines Stein-Bogengewölbes heraus. Diese Beobachtung fand im Juni 1982 statt. Mein damaliger Balzner Geschäftspartner unseres Ingenieurbüros, Wilfried Wolfinger, erreichte beim damaligen Vorsteher Emanuel Vogt, dass 1985 die unmittelbare Umgebung freigelegt wurde. Hervor kam eine jahrhundertealte Steinbrücke, die über den ehemaligen «Mühl- oder

Abb. 11: Die Mauerreste der «Mörderburg» liegen gut versteckt.



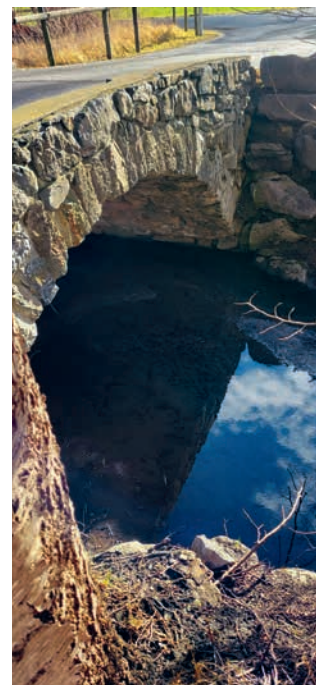
Abb. 12: Der erste Hinweis auf die «Hochbruck» gab ein Schild an einer Trafostation.

Abb. 13: 1985 ausgegraben, präsentierte sich eine schöne Bogenbrücke.



Abb. 14: Nur auf der Südseite liess 1982 sich noch ein Steinbogen der ehemaligen Brücke erkennen, auf der Nordseite war sie ebenerdig eingedeckt.

Abb. 15: Die «Hochbruck» in Balzers, wie sie sich heute präsentiert.



Ein verstecktes Bauwerk nahe der «Lawenabrücke»

Altabach» führte. Das hier aufgefüllte Bachbett war immerhin sechs Meter breit und das überspannende Bauwerk mehr als zwei Meter hoch. Das erklärte den Flurnamen «Hochbruck». Die Entdeckung der Brücke führte dazu, dass der hier abgehängte Giessen des «Altabachs» im Zuge der Wiederbewässerung einiger Balzner Giessen wieder mit Wasser beschickt wurde, sodass die Brückenfunktion heute wiederhergestellt ist.

Nach dieser Ausgrabung fand sich ein weiterer tragischer Hinweis auf diesen Standort im Jahrbuch des Historischen Vereins des Jahres 1932. Danach besuchte im Jahr 1768 der damalige Sarganser Landvogt Göldlin von Tiefenau, Abkömmling eines Luzerner Patriziergeschlechts, seinen «Kollegen» auf Schloss Vaduz. Bei der Rückkehr zu Pferd soll er hier im Mühlbach ertrunken sein, vielleicht hatte das Pferd gescheut und warf ihn ab. Das Schicksal wollte es, dass ich bald danach eine Persönlichkeit mit gleichem Geschlechtsnamen, einen Zoologie-Professor an der Universität und Direktor des Naturmuseums Lausanne, kennen lernte. Er war ein Nachfahre der Familie des damaligen Landvogts. Die «Hochbruck-Geschichte» wurde in Broggi (1988 und 2009, siehe untenstehendes Verzeichnis) dokumentiert.

Quellen und Literatur

Broggi, Mario F.: Der Landschaftswandel im Talraum des Fürstentums Liechtenstein. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 86. Vaduz, 1988, S. 7–326, hier S. 207–208.

Broggi, Mario F.: NaturKulturAchtsamkeitsspaziergang auf der alten Landstrasse Balzers-Triesen. In: Liechtensteiner Alpenverein (Hrsg.), Bergheimat 2009, S. 64–88.

Diebold, Paul: Tod des Sarganser Landvogts Göldlin von Tiefenau im Mühlbach bei Balzers (1788). In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 32. Vaduz, 1932, S. 29–40.

Vor allem in den 1970- und 1980er-Jahren war ich häufig im Waldareal Liechtensteins für verschiedene Aufgaben unterwegs, so zur Erstellung von Waldbewirtschaftungsplänen. Damit lernte ich jeden Wald des Landes kennen. Im Waldareal lassen sich Zivilisationsreste besser erhalten als im offenen Freiraum. So kam es zur folgenden Beobachtung.

Im Bereich unterhalb der oberen Brücke über den Lawenabach in Triesen befindet man sich nahe der Stirnseite des Lawena-Schuttdeltas. Ab hier weitet sich ein mächtiger Schutttrichter bis in den Rheintalboden aus. Der Alpenrhein hatte seinerseits den Schuttkegel früher angeknabbert und teils wegerodiert und einen Prallhang geschaffen. Die beiden bewaldeten Rüfe flanken waren wohl einst Teil der Allmeind und als Waldweide genutzt. Darauf deuten die noch vorhandenen breitkronigen Bäume hin. Es sind dies Buchen, Fichten, Weisstannen und Ahorne, die hier den grobblockigen Rüfeboden in markanten Individuen besiedeln. Sie bilden eine Märchenlandschaft, wo man Kobolde und Feen vermuten könnte.

Im Zuge meiner vielen Waldgänge entlang des «Fluchtwegs», benannt nach einem Evakuierungsweg während des Zweiten Weltkriegs für die Balzner in Richtung Alpen, entdeckte ich hier nahe dem Lawenabach Mauerreste. Sie deuteten auf ein längliches Bauwerk in der Falllinie hin. An wenigen Stellen sind die Steine noch geschichtet, meist liegen sie aber verstreut herum.

Abb. 16: Mauerreste im Waldareal.



Ich meldete den Fund in den 1970er-Jahren dem Präsidenten des Historischen Vereins und damaligen Leiter des Landesmuseums Felix Marxer, der mir jedoch nicht weiterhelfen konnte. Welchen Zweck hatte dieses Gebäude? War es ein Stallbau, was in diesem Gelände möglich, aber weniger wahrscheinlich ist? Nach dem herrschenden Baumbestand stehen diese Bäume mehr als 100 Jahre und sie wuchsen locker in Form einer Waldweide auf. Da wäre hier eine Einstellung wenig wahrscheinlich. Ein Depot für eine Heunutzung ist ebenso kaum zu erwarten. Ich tippte auf einen Mühlenstandort, da sich oberhalb des Mauerwerks Wasser aus dem Lawenabach ableiten und nach Abarbeitung wieder zurückführen liesse. Von einer Mühle könnte man aber erwarten, dass sich Schrifttum dazu erhalten hätte, was nicht der Fall ist. Weiter unten wurde ja ebenso Betriebswasser für eine Säge abgeleitet. Auf dem alten Waldplan der Gemeinde Triesen von 1892 fand ich ebenso keinen Hinweis hierzu. Eine Nutzung war zum Zeitpunkt der Planerstellung nicht mehr gegeben.

Vielleicht lässt sich eines Tages der ursprüngliche Verwendungszweck enträtseln. Im Gebiet finden sich weitere zerfallene Steinmauern, wobei der Abgrenzungsbedarf nicht immer klar ersichtlich ist.

Abb. 17: Vermooste Steine lassen das Bauwerk errahen.



Abb. 18: Reste von Eckpfeilern des Bauwerks.

Abb. 19: Die Ruinen des Bauwerks sind in eine Märchenlandschaft mit markanten Bäumen eingebettet.



Das Rätsel um die «Russen-» oder «Polen-Steinmauer» in der «Rassla-Lawena»

Seit Beginn des zweiten Jahrtausends vor Christus ist für die Bronzezeit eine verstärkte Nutzung des alpinen Lebensraums festzustellen. Man spricht von einer Eroberung der Alpen durch den «Bronzezeitmenschen» (Krause et al. 2011). Es sind dies ehemalige Hüttenstandorte, Ställe in Verfallsstadien, teils durch Lawinen zerstört, bis zu teils wenig definierbaren Steinstrukturen für Pferche, Steinwälle, Lesesteinhaufen, Felsritzungen auf Steinplatten, Bewässerungen, Bergbau, Köhlerplätze oder Bau von Klusen zur Flösserei. Die Steinwälle stehen hier im Vordergrund der Betrachtung. Sie sind mehr oder weniger aus anstehendem Material geschichtet und dienten der Weideeinzäunung oder der Sicherung vor Absturzgefahr für Weidetiere.

Der 80-jährige Hans Frommelt aus Triesen machte mich auf eine mir vorgängig nicht bekannte längere Steinmauer auf der Alp Lawena unter dem Begriff «Russenmauer» aufmerksam. Diese findet sich im Weidegebiet «Rassla-Bremstall» und soll hier das Vieh vor dem Absturz in die Schlucht schützen. Er habe gehört, dass diese Steinmauer von russischen Internierten nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden sein soll. Man habe das von Tuass aus 1946 oder 1947, das Jahr bleibt unklar, beobachtet. Die Internierten hätten sich hier vom Wild

selbst ernährt. Die Steinmauer sei fachmännisch erstellt worden, wobei einzelne Steine mehr als 100 kg schwer seien. Jagdaufseher Gebhard Schurti bestätigt, von dieser Geschichte gehört zu haben, ebenso Emanuel Banzer, beide aus Triesen, wobei sich Emanuel Banzer auf einschlägige Aussagen von Samuel Kindle (1929–2009), einem guten Kenner der Lawena, bezog. Auf der Landeskarte im Massstab 1:10 000 des Jahres 1989 ist diese Steinmauer auf einer Länge von 150 Meter eingezeichnet.

Was weiss man über die damals internierten Russen in Liechtenstein? In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 übertraten 494 Personen, überwiegend Russen, die Landesgrenze von Nofels zum Hinterschellenberg. Sie wurden entwaffnet und interniert, vorerst in vier Einheiten in Mauren, Gamprin, Schellenberg und Ruggell. Später, nach einigem Abgang in Richtung Österreich und Schweiz, wurden 186 Personen in einem Lager in Ruggell und noch später in Schaan einquartiert. Nach einer Quarantäne von fünf Wochen fand ein grösserer Teil der Mannschaft ihren Einsatz für landwirtschaftliche Hilfsarbeiten und beim Strassenbau. Sie wurden als willige und fleissige Hilfskräfte bezeichnet. Die letzten Männer verliessen am 24. Februar 1948 das Land.

Abb. 20 links: Blick vom Gegenhang auf dem Weg nach Tuass auf die Weideflächen der «Rassla» mit den beiden offenen Grünstreifen.

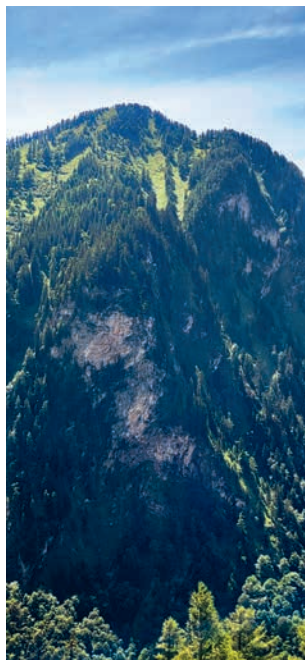


Abb. 21 Mitte: Verstürzte Steinmauerpartie in Richtung Lawenabach.

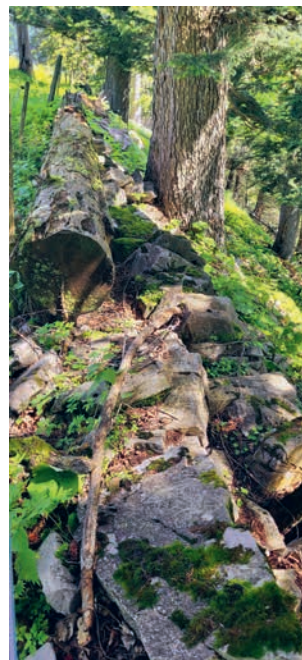
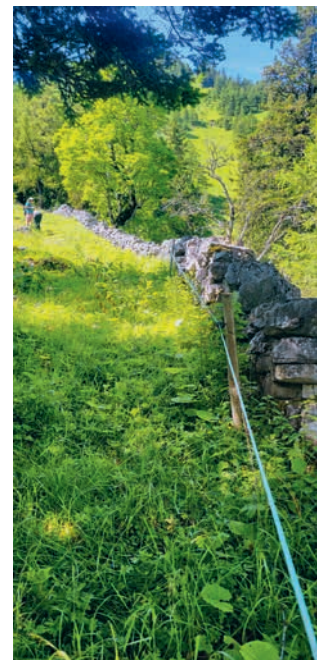


Abb. 22 rechts: Intakte Steinmauerpartie in der Vertikalen.



Für die Errichtung der Steinmauer durch Internierte liessen sich keine schriftlichen Vermerke finden, weder im Landesarchiv noch bei der Gemeinde Triesen. Ebenso fehlen Hinweise in den Aufsätzen über die russischen Internierten von Grimm (1971), von Vogelsang (1995) und Geiger & Schlapp (1996). Auch die von Josef Büchel (1910–1991) verfasste dreibändige Geschichte von Triesen, erschienen 1988 und 1989, enthält hierzu keine Angaben. Im e-Archiv des Landes gibt es einen generellen Hinweis der damaligen Regierung auf Arbeitseinsätze dieser Internierten. Im Bericht von Regierungsrat Anton Frommelt an das Rote Kreuz von Ende Juni 1945 (e-archiv/D 41525) finden sich Aussagen über die Internierung und die Verhältnisse der Ersten Russischen Nationalarmee der Wehrmacht in Liechtenstein. Es ist dort noch von rund 150 Personen die Rede. Emanuel Banzer, Triesen, weiss von einem Arbeitseinsatz für den Bau von Stützmauern bei der Walderschliessung am Maurerberg. Einzelne Internierte fanden gemäss im Landesarchiv gefundener Rapporte in Triesen auf landwirtschaftlichen Betrieben Beschäftigung. Erstaunlich war aber, dass sich kein schriftlicher Hinweis für den Bau der Steinmauer finden liess, obwohl deren Bau sicher einen längeren Arbeitseinsatz in der Lawena bedurft hätte.

Schliesslich liess sich mit Xaver Tschol (1934–2024), ehemaliger Landwirt, noch ein Zeitzeuge finden. Er meinte, dass die besagte Mauer wesentlich vorher von Triesnern erstellt worden sei. Um die heisseste Zeit am Tag wurde das Vieh dort wegen dem kühlen Fallwind zum Schutz vor den Bremen zusammengetrieben. Die

Mauer diene als Schutz vor dem Absturz des Viehs und als Unterstützung für die Hirten. Seine Aussage, dass die Mauer vor einem allfälligen Russeneinsatz errichtet worden war, liess sich mit den ersten Luftbildern aus Liechtenstein des Jahres 1940 bestätigen. Dort ist der Verlauf der Steinmauer bereits ersichtlich. Russische Internierte seien aber nach Aussage Xaver Tschol in der «Rassla» für die Weidepflege eingesetzt worden. Sie hätten vielleicht auch Reparaturen an der Mauer ausgeführt, was möglicherweise zur Aussage der «Russenmauer» führte. Die Internierten seien jeweils am Wochenende nach Triesen gekommen und hätten dort in einem Stall übernachtet, soweit seine Aussage, die ich durch Vermittlung von Emanuel Banzer von Gemeindeförster Martin Tschol, dem Sohn von Xaver Tschol, am 1. April 2024 erhalten habe. Damit gibt es doch noch einen Zusammenhang zu den russischen Internierten, aber es ist keine «Russenmauer».

Noch bleibt unklar, wer die Steinmauer gebaut hat und wann. Es ist auch der Begriff einer «Polenmauer» im Umlauf. Im Ersten Weltkrieg sollen sich Polen im Land aufgehalten haben und diese wären hier eingesetzt worden. Flurin Dermon, dem Sohn des Alpbetreibers in der Lawena Giusep Dermon, war dieser Name bekannt. Aber auch diesbezügliche Abklärungen hatten keinen Erfolg. Am 9. Juli 2024 ergab sich die Möglichkeit, diese Steinmauer in der «Rassla» mit Hans Frommelt zu besichtigen. Es handelt sich um den äussersten Weideplatz auf der Alp Lawena in Richtung «Mittagspitze». Danach folgt ein steiler Absturz mit dem Flurnamen «Unghür».

Abb. 23: Die Errichtung mit Beschaffung der Steine und der Einbau der grossen Blöcke war eine schwere Arbeit.



Die längste noch bestehende Steinmauer im «Heuledi» in Triesen

Der Steinmauerverlauf ist wesentlich länger als auf der Landkarte im Massstab 1:10 000 angegeben. Als Abschränkung in Richtung Lawenabach ist die Mauer verstürzt. Auch in der Vertikalen im Steilabfall in Richtung «Unghür» gibt es eingestürzte Partien. An einigen Stellen ist hingegen die Steinmauer noch bis auf eine Höhe von über einem Meter intakt. Der Mauerverlauf ist in seiner Länge an diesem peripheren Standort beeindruckend. Die Errichtung war aufwändig, unklar ist, woher die häufig rechteckigen Steinblöcke kommen. In unmittelbarer Nähe liessen sie sich kaum finden. Einige davon dürften zudem um die 100 kg Gewicht haben, waren also schwierig einzubauen. Die Entstehungsgeschichte bleibt also unklar. Es ist möglich, dass die Steinmauer aus dem 19. Jahrhundert stammt, ja vielleicht noch älter ist. Man darf mit dieser Geschichte mit Fug und Recht von einem Lost place sprechen.

Quellen und Literatur

- Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. 3 Bände. Triesen, 1988–89.
- Geiger, Peter; Schlapp, Manfred: Russen in Liechtenstein, Flucht und Internierung der Wehrmacht-Armee Holmstons 1945–1948. Zürich, 1996.
- Grimm, Claus: Internierte Russen in Liechtenstein. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 71. Vaduz, 1971, S. 41–100.
- Krause, Rüdiger; Bechter, Daniel; Lutz, Joachim; Oegg, Klaus; Pernicka, Ernst; Schwarz, Anton Stefan; Tropper, Peter; Würfel, Franziska: Prähistorische Siedlungen und mittelalterlicher Bergbau im Montafon. In: Goldenberg, Gert et al. (Hrsg.): Forschungsprogramm HiMAT – Neues zur Bergbaugeschichte der Ostalpen. Archäologie Österreich Spezial. Wien, 2012, S. 147–166.
- von Vogelsang, Henning: Die Armee, die es nicht geben durfte. Ulm, 1995.
- Weishäupl, Burkhard: Anthropogene Strukturen im Tiroler Hochgebirge. Aufnahme von 996 Bodendenkmälern für das Bundesdenkmalamt. Abteilung für Bodendenkmalpflege in Innsbruck, Forschungsberichte der ANISA für das Internet, 2. Innsbruck, 2021, online: https://anisa.at/WEISH%C3%84UPL,%20Burkhard_ANISA_2_2021.html, eingesehen am 7. Februar 2025.

«Heuledi» ist ein vom Wald eingebettetes Geviert einer Heuwiese oberhalb der «Säga», genauer oberhalb des Campingplatzes in Triesen. «Heuledi» bedeutet, hier wurde die Heubürde abgelegt, die aus den Heubergen getragen oder gereistet wurde. Von hier weg fand dann die Feinverteilung an den Endnutzer statt, mit Hilfe von Karren oder Schlitten. Dies fand hier so bis zum Bau der Lawenstrasse nach «Münz» im Jahre 1884 statt (vgl. Büchel 1988, 1989, u.a. S. 419). Nach Büchel (1902, S. 72) wurde die «Heuledi» nach 1650 urbarisiert, das heisst gerodet. Die Wiese war früher reich parzelliert und nach oben weiter ausgedehnt als heute (Büchel 1902, S. 72), dort ist sie wieder eingewaldet. Sie gliedert sich nach der Triesner Flurnamenkarte (Banzer 1986) in zwei Teile mit je einem Stall. Der Flurname der «oberen Heuledi» heisst «Balzner Möllers Höledi». Dieses Gut soll von einem Balzner Müller auf einer Gant erworben worden sein (Stricker et al. 1999). «S' Armahüsler Höledi», der untere Teil des Gevierts, soll dem Armenhaus von Triesen gehört haben. Die Bürgergenossenschaft Triesen hat das Gut im Jahre 2018 über einen gemeinsamen mit der Gemeinde abgewickelten Kauf-Tausch erworben.

Auf der Landkarte im Massstab 1:10 000 des Jahres 1988 wie auch auf der darauf abgestützten Triesner Flurnamenkarte ist ein verbliebener Bestand an Mauerwerk rund um die Wiesen in Form eines umgekehrten U erkennbar. Es sind dies insgesamt 600 Laufmeter Steinmauern, die teils zerfallen sind und sonst meist nur mehr eine Höhe von 80 bis 100 cm aufweisen. Im oberen Geviert ist die Steinmauer ausser an der Südwestecke noch vollständig erhalten, im unteren Geviert gibt es nur mehr Reste davon. Am oberen Ende der Wiese, entlang des alten Lawenawegs, ist die Mauer mit einer Höhe bis 2,5 Meter noch weitgehend intakt und beheimatet einige Farnarten.

Warum und wann wurde dieser aufwändige Bau der Steinmauer vorgenommen? In der einschlägigen Literatur findet sich kein Hinweis. Eine mögliche Erklärung ergibt sich aus den zahlreich belegten Nutzungsstreitigkeiten in früheren Jahrhunderten. Erinnern wir uns daran, dass in unserer Gegend noch vor 200 Jahren Hungersnöte herrschten. Die benachbarten Gemeinden befanden sich in erbitterter Konkurrenz und im Streit um Nutzungsrechte für Wasser, Wald und Weide. Bei diesen Streitigkeiten ist ein territorialer Anspruch im Spiel. Dieser territoriale Kodex war in den vergangenen Jahrhun-

derden präsenter als heute. Die Verfügungsgewalt über bewirtschaftete Flächen war eine Selbstverständlichkeit und dies wurde auch im Gelände markiert. Das ist heute weniger deutlich, ist aber auch noch in Kleinigkeiten präsent, zum Beispiel Streit am Gartenzaun oder Benutzung gemieteter Parkplätze durch Dritte, das berühmte Badetuch zum Besetzen der Liegestühle am Meer, etc.

Die obere Hälfte der «Heuledi» gehörte zur Balzner Mühle. Das wird den Triesnern ein Dorn im Auge gewesen sein. Es wäre naheliegend, dass die ehemaligen Eigentümer der Balzner Mühle mit dieser Mauer ihre exponierte «Enklave» vor dem Zugriff der Triesner schützten. Solche Mauern sind ebenfalls im Bereich der alten Landstrasse zwischen Balzers und Triesen feststellbar. Im Raum «Silvaplane», heute «Lange Wiesen», sind jahrhundertelange Streitigkeiten um Abgrenzungen und Nutzung bekannt. «Der mit den Balzern gemeinsame Weidegang zu Silvaplana gab wiederholt zu Spänen und

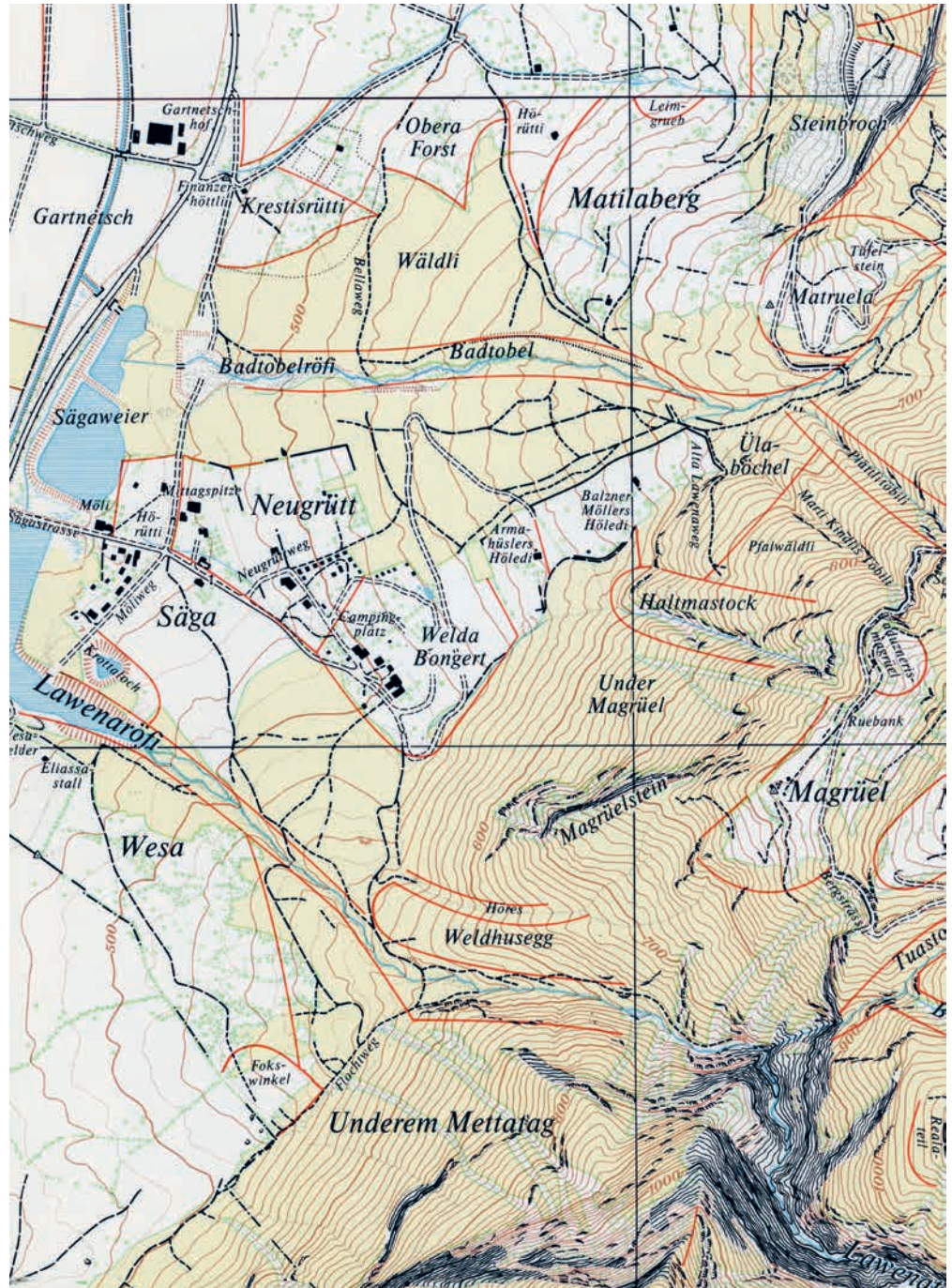
Irrungen Anlass» (Büchel 1902). Die dortige hangseitige Steinmauer an der alten Landstrasse wurde errichtet, weil der Balzner Viehtrieb ins Alpengebiet in diesem Raum wohl allzu zögerlich betrieben wurde, was dem Vieh das Weiden auf fremden Boden ermöglichte. Dazu kam noch das Atzungsrecht, das kollektive Vor- und Nachweiden auf privatem Besitz, welches im Land 1843 aufgehoben wurde, mit einigen Ausnahmen in Triesen, wo dies bis 1975 galt. Das war die Begründung für diesen Mauerbau. Und im «Heuledi»? Ging hier auch der Viehauftrieb vorbei? Oder reicht einfach die Begründung für eine klare Nutzungsauftrennung mit Hilfe der Steinmauern? Fachmännisch aufgeschichtete Steinmauern haben erfahrungsgemäss eine lange Lebensdauer. Auf der Alpensüdseite können diese Jahrhunderte alt sein. Auch die Steinmauern im «Heuledi» dürften alt sein und vielleicht bis in die Zeit der damaligen Urbarmachung zurückreichen.

Abb. 24: Oberer Stall
«Balzner Möllers Höledi».

Abb. 25: Der untere Stall im
«Armahüsler Höledi».



Abb. 26: Flurnamenkarte
Triesen im Massstab 1:10 000
mit eingezeichneten Stein-
mauern im «Heuledi»
(durchgezogener schwarzer
Strich).



Emanuel Banzer, Amt für Bevölkerungsschutz und Triesner, betont noch einen weiteren Aspekt (E-Mail vom 14. Mai 2024). Die «Heuledi» befindet sich im Ablagerungsgebiet von drei Rüfen, die «Badtobelrüfi» und die beiden kleineren Seitenrunsen «Plätteletöbile» und «Pfalwäldlitöbile». Diese hätten früher wohl die Heuwiese übersät. Die Mauern boten ihrerseits einen guten Schutz, was nach seiner Meinung zur regelmässigen Aufstockung der oberen Mauer geführt haben könnte. Das sei besonders augenfällig beim ostseitig vorhandenen Mauerfragment, welches den Schuttkegel des «Plätteletöbile» förmlich umrandet.

Quellen und Literatur

Emanuel Banzer, Amt für Bevölkerungsschutz: E-Mail vom 14. Mai 2024 an den Autor.

Banzer, Roman: Flurnamen in der Gemeinde Triesen. Hrsg. Liechtensteiner Namenbuch, Begleitheft. Triesen, 1986.

Büchel, Johann Baptist: Geschichte der Pfarrei Triesen. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 2. Vaduz, 1902, S. 3–296, hier S. 72.

Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. 3 Bände. Triesen, 1988–89, hier besonders Band 1 und 2.

Stricker, Hans; Banzer, Toni; Hilbe, Herbert: Liechtensteiner Namenbuch – Die Orts- und Flurnamen des Fürstentums Liechtenstein, 6 Bände. Vaduz, 1999, hier Band 1 Balzers-Triesen, S. 286.

Abb. 27: Die noch höchste Steinmauer am oberen Rand des Gevierts.

Abb. 28: Die Steinmauern beherbergen eine reichhaltige Tier- und Pflanzenwelt.

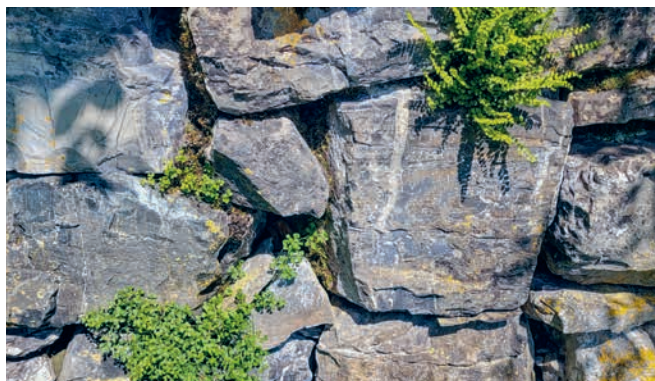
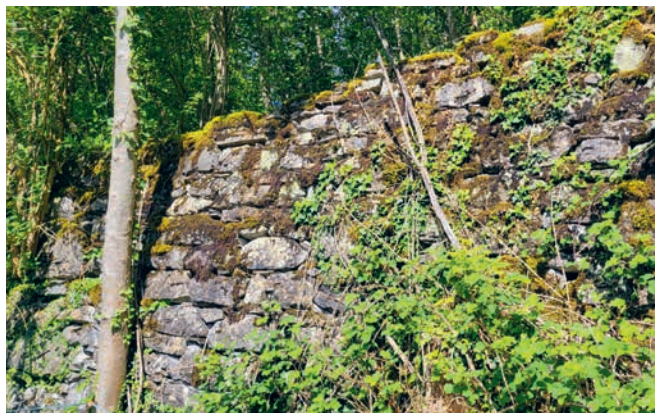


Abb. 29: Zerfallene Steinmauern im unteren Geviert.



Abb. 30: Wenige Steinmauerabschnitte sind noch intakt.



Das verschwundene «Bad Vogelsang» im Triesner Wald

Versteckt im Triesner Wald finden sich auf 800 Meter über Meer Reste eines Gemäuer-Gevierts. Sie liegen an einem linken Abzweiger von der Lawenastrasse östlich ob dem ehemaligen Steinbruch. Es besteht hier eine kleine Wiesenflur mit einem ebenen Platz inmitten des Waldes. Darin steht eine markante Fichte, die auch schon gegen 100 Jahre alt sein dürfte. Es finden sich hier die Grundmauern einer Gastwirtschaft mit Badeanlage direkt bei einer einst schwefelhaltigen Quelle.

Am 17. Juni 1617 erhielt Franz Lampert aus Triesen das «Bad Vogelsang» als Erblehen von Graf Kaspar von Hohenems (Büchel 1942). Das gab ihm das Recht auf Weinausschank im Bad wie auch in der Behausung des jeweiligen Besitzers im Dorf. Im Bad befanden sich eine Kegelbahn und eine Bäckerei. Eine Strasse gab es damals noch nicht, die Ware musste mühsam gesäumt werden. Die Badquelle war schwefelhaltig und das Wasser wurde zum Baden vorgewärmt. Die Besitzer des Bades wechselten häufig, es wurde wohl auch renoviert und ausgebaut. Auch vom späteren Fürsten Alois I. von Liechtenstein wurde 1789 der Lehensbrief für das Bad wie auch für eine Schankstube im Triesner Haus bestätigt. Man darf sich einen Badebetrieb mit Bewirtung während der Vegetationszeit draussen im Wald und einen Schankbetrieb zur Winterszeit im Dorf vorstellen. Es gab einst eine Taverne im ersten Haus im Oberen Winkel im Oberdorf, also nicht in der heutigen «Linde», die von 1805 bis 1829 eine Schulstube beherbergte, später

einen Kolonialwarenladen und erst 1946 als «Dorfbeiz» in Betrieb genommen wurde.

Der letzte Bad-Besitzer liess das Gebäude verkommen, worauf der Betrieb 1799 eingestellt wurde. Die Badege-rechtigkeit bestand weiterhin und ging im Jahre 1919 an die Gemeinde Triesen über, die Konzession ging ein. In einer archäologischen Grabung des Jahres 1980 konnte der genaue Standort des Gebäudes festgelegt werden, wobei Funde von Gebrauchskeramik aus dem 17. und 18. Jahrhundert zutage traten. Die Mauerreste wurden konserviert, Wasser gefasst, ein Brunnen und ein Pick-nickplatz mit einer Informationstafel erstellt.

In den 1980er-Jahren habe ich nach Quellen im Bereich des Bad Vogelsang gesucht. Bei schneebedeckter Oberfläche sind mir Stellen aufgefallen, wo der Schnee geschmolzen war. Ich deutete dies als Spuren der versiegten Quelle. Etwas weiter oben an der Waldstrasse und nördlich des Bad Vogelsang gibt es die Flurbezeichnung «Gütschabad». Dort fliesst ein Bächlein. Es scheint hier im Flurnamen ein Sachbezug zu Wasser zu sprechen, wo ein «gütschendes», also schwappendes Wasser passend wäre. Vielleicht wurde hier auch ein Bezug zum «Bad Vogelsang» geschaffen.

Xaver Tschol (1934–2024), ein Triesner Landwirt als Gewährsmann, teilte mit, dass die Wiese früher vom Felsen beim Steinbruch bis zur heutigen Strasse in Richtung «Kehr» reichte. Das «Gütschabad» ist auf den Waldplänen als isolierte Waldwiese ausparzelliert. In

Abb. 31: Die 1980 gesicherten Grundmauern des «Bad Vogelsang».



Abb. 32: Die Waldwiese des «Bad Vogelsang» und inmitten des Gemäuers eine 100-jährige Fichte.



Abb. 33: Die ehemalige Taverne «Oberer Winkel» in Triesen.



Abb. 34: Informationstafel für «Bad Vogelsang».

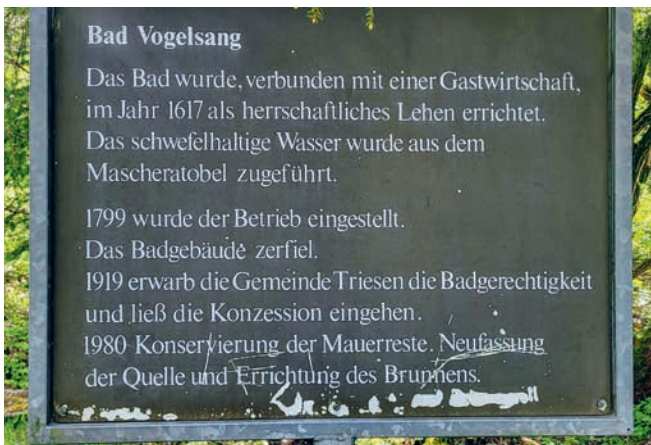


Abb. 35: Im Jahre 1980 erstellter Brunnen am Picknickplatz des «Bad Vogelsang».



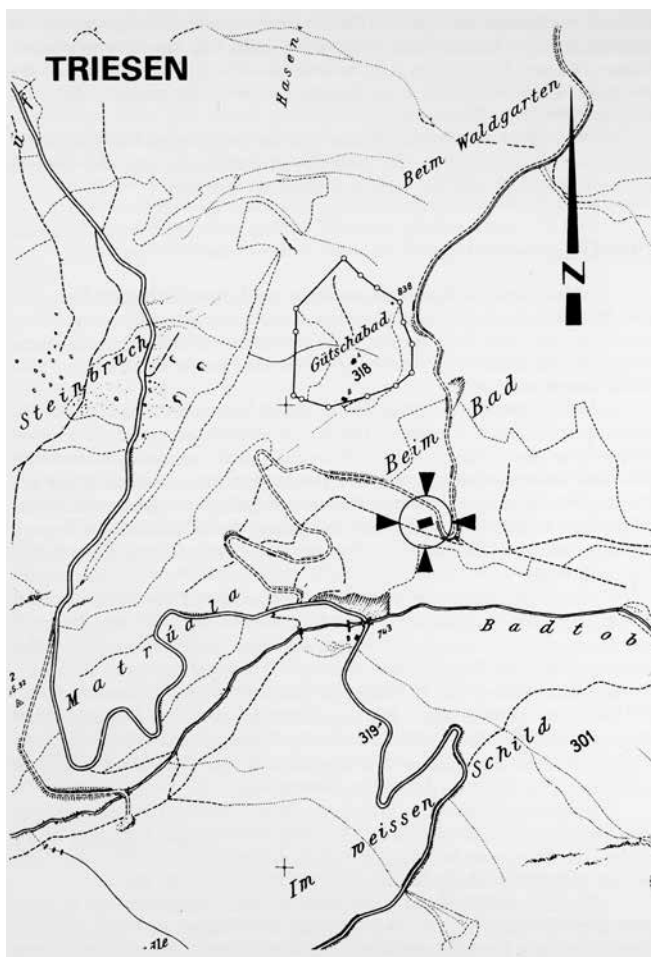
Abb. 36: Die noch sichtbaren Grundmauern einer Heuhütte im «Gütschabad».

Abb. 37: Der Teufelsstein, der durch eine Sage mit dem «Bad Vogelsang» verbunden ist.



den 1940er-Jahren sollen dort nach Xaver Tschol noch zwei Heuhütten gestanden haben, eine davon bereits im Verfall. Bis zum Bau der Waldstrasse nach «Kehr» wurde das Heu im Winter durch das Ries in Richtung «Matruela» gezogen. Diese Parzelle wurde 1956 von der Gemeinde gekauft (Büchel 1988–89, S. 736). Um 1970 habe ich im Auftrag des Landesforstamts für diese Waldwiese ein Aufforstungsprojekt erstellt. Das Gebiet würde man heute nicht mehr bewalden wollen, sondern für das Schalenwild offenhalten. Im Gebiet des «Gütschabad» finden sich heute noch sichtbare Reste der Fundamente einer Heuhütte.

Abb. 38: Undatierte Landkarte mit dem «Bad Vogelsang» und seiner Umgebung: Quelle: Josef Büchel: Geschichte der Gemeinde Triesen, Band 1, S. 489.



In der Flur «Matruela» unterhalb des «Bad Vogelsang» liegt der sogenannte «Teufelsstein», ein anstehender Kalkstein von rund zwei Kubikmeter, der aufgrund seiner wohl künstlich angebrachten Vertiefungen als Schalenstein interpretiert wird. Sein Name ist durch eine Sage mit dem «Bad Vogelsang» verbunden. Es soll im Bad jeweils auch sündhaft zugegangen sein. Der Teufel erhoffte sich eine ergiebige Beute für die Hölle. Man erkenne auf dem grossen Stein am Weg von Triesen zum «Bad Vogelsang» die Fussabdrücke des Teufels. Vor Vergnügen über die zu erwartenden Seelen tanzte er auf der besagten Steinplatte herum. Der Herrgott habe aber die Absicht des Teufels durchschaut. Er liess einen Kaminfeger als Gottes Werkzeug kommen, und als der schwarze Mann zur Tür in den Tanzsaal hineinschaute, erfasste die tanzenden Paare ein furchtbarer Schrecken und sie rannten nach Hause. Sie meinten, der Teufel sei gekommen, um sie abzuholen, und sie versprachen einen besseren Lebenswandel. Was wollte Gott mehr!? (Larese 1970/2004)

Quellen und Literatur

- Büchel, Josef: Bad Vogelsang in Triesen – die Geschichte eines herrschaftlichen Lebens. Illustrationen Josef Schädler. Triesen, 1942.
- Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. Drei Bände. Triesen, 1988–89, hier Band 1, S. 488–490.
- Büchel, Josef: Bad Vogelsang in Triesen – die Geschichte eines herrschaftlichen Lebens. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Bd. 80. Vaduz, 1980, S. 11–133.
- Larese, Dino: Liechtensteiner Sagen. Neu erzählt von Dino Larese. Basel, 1970. Unveränderter Nachdruck, mit einem Nachwort von Herbert Hilbe. Triesen, 2004.
- Niederklopper-Würtinger, Judith: «Bad Vogelsang», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: https://historischeslexikon.li/Bad_Vogelsang, abgerufen am 7. Februar 2025.
- Tschugmell, Fridolin: Die alten Häuser von Triesen anno 1809. Triesen, 1971.

Der verschwundene Dorfbach von Triesen

Abb. 39: Der Dorfbach beim «St. Mamertenweg» zeigt sich hinter Gittern erstmals im Siedlungsbereich.

Abb. 40 unten links: Stark eingefasst, aber offen zwischen «St. Mamertenweg» und «Oberen Winkel».

Abb. 41 unten rechts: Seine letzte offene Kurve in Richtung «Säga».



Der Dorfbach von Triesen ist im wahrsten Sinn des Wortes ein Lost place. Er beginnt in Triesenberg nördlich des «Guggerbodens» im «Mateltigraben», führt durch den «Tüfiwald» und verläuft über die «Litzenen» durchs «Güetli, Obera Winkel, Bsetzi, Undera Winkel und Gapont» zum Liechtensteiner Binnenkanal. Bereits in den «Litzenen» ist der Bach mit einer Trockenpflasterung versehen. Im Dorfbereich selbst ist er nur in einem kleinen Abschnitt im Oberdorf noch sichtbar. Sein weiterer Verlauf im Siedlungsgebiet ist eingedolt und damit aus dem Dorfbild eliminiert. Der Triesener Dorfbach ist verschwunden.

Das war lange nicht so, Triesen war einst das Dorf am Bach. Rund zehn Betriebe nutzten die mechanische Energie des Dorfbachs über einige Jahrhunderte, so als Mühle, Schmiede, Säge, Gerberei und vieles mehr. Er diente zur Bewässerung, als Wasch- und Löschwasser, später auch als Kühlwasser, aber auch der Entsorgung, indem er als Abfallgrube genutzt wurde. Es soll damals gestunken haben, sodass sich die Anrainer gestört fühlten.

Heute verabschiedet sich der Dorfbach in einem Sammler nahe der «Säga» im Oberdorf. Mit dem Ausbau der Dorfstrasse ab 1951 verschwand der Dorfbach Stück für Stück. Pfarrresignat Fridolin Tschugmell hielt in seinem Büchlein aus dem Jahre 1975 einiges in Form von Fragestellungen über den Dorfbach fest (Tschugmell 1975). Er erlebte in seiner Jugendzeit noch eine ungemauerte Rinne, begleitet von Holdergewächsen. Nach seiner Aussage soll der Dorfbach erstmals auf der Strecke ab der Fabrik bis oberhalb der Mühle bei der Kirche eingedeckt worden sein. Josef Büchel (1988/89) erzählt seinerseits in seiner Geschichte von Triesen von den vielen Betrieben, die von der Wassernutzung für den mechanischen Antrieb profitierten. Davon ist kaum mehr etwas zu sehen. Im beginnenden Siedlungsbereich im Oberdorf vom «St. Mamertenweg» über den «Oberen Winkel» bis zur «Lindengasse» ist der Dorfbach kanalisiert und gepflastert, das Gewässer wird immerhin noch offen gehalten. Bis zur Einmündung in den Binnenkanal ist er dann auf den weiteren 700 Metern eingedeckt. Noch weisen die Flurnamen «Sägagass», «Am Bach» und «Dröschistrasse» direkt oder indirekt auf den Bachverlauf hin. Ergänzend gibt es zwei weitere Reminiszenzen, nämlich die noch bestehende Gebäudehülle der Sägerei an der «Sägagass» und ein in die Wohnwand eingemauerter Mühlstein «Am Bach».



Abschliessend sei es erlaubt, hier eine Vision auszudrücken, die nicht nur Utopie sein müsste. Wie wäre es, wenn man prüfen würde, wo der Dorfbach allenfalls wieder geöffnet werden und das Dorfbild bereichern könnte? Abwegig ist dies keinesfalls, wenn ich an das Wiederbelebungsprogramm der Stadt Zürich denke, welches 1989 erfolgreich lanciert wurde. Dort konnten einige Quartierbäche wieder revitalisiert werden, zum Wohle der Anwohner und des Lokalklimas.

Quellen und Literatur

Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. 3 Bände. Triesen, 1988–89.

Tschugmell, Fridolin: Der Dorfbach in Triesen. Triesen, 1975.



Abb. 42 oben links: Bei der «Säga» verschwindet der Dorfbach bis zur Mündung in den Liechtensteiner Binnenkanal.

Abb. 43 oben rechts: Letzte Reminiszenz mit einem Mühlrad «Am Bach».

Abb. 44: Eine unrühmliche «betonöse» Mündung in den Binnenkanal.



Abb. 45: Revitalisierter Bach in Uhwiesen im Kanton Zürich.

Eine frühe Nutzung der Elektrizität in Triesen

Das Wasser von Bächen wird seit Jahrhunderten als Energiequelle genutzt. Das historische Dorfbild mit dem Dorfbach in Triesen ist durch einige Anwendungen dieser Energieform geprägt. Dieser Dorfbach wurde später eingedolt, aber früher bei noch offener Wasserführung mit einer Mühle, Hammerschmiede, Lohstampfe und Säge genutzt (siehe Kapitel zum Triesner Dorfbach). Eine hydro-elektrische Nutzung, man sagt auch Wasserkraft dazu, nutzt die Wassermassen aus höheren Lagen und damit die Energie daraus. Durch die Niederschläge werden diese Wassermassen ständig nachgefüllt. Das ist erneuerbare Energie und eine umgewandelte Form der Sonnenenergie.

Die Umwandlung der Wasserkraft in Elektrizität ist jüngerer Datums und wurde in unserer Zivilisation zu einem der wichtigsten Energieträger. 1863 entstanden in Triesen und Vaduz zwei Ensembles industrieller Bauten, die ab 1905 zur Fabrik Jenny, Spoerry und Cie. gehörten (Weitensfelder 2011, Büchel 1989). Die Weberei in Triesen ist Zeuge der frühen Industrialisierung und damit Teil der Industriegeschichte. Hier fand ab 1883 eine erste Nutzung von Elektrizität mit der Wasserkraft statt (Deicha 1998). Erst seit 1921 gibt es in Liechtenstein flächendeckend eine Elektrifizierung.

Für die Weberei wurde vorerst oberhalb des «St. Mamertenwegs» auf 580 Meter über Meer ein Stauweiher

errichtet, dessen Wasser in der Fabrik auf 480 Meter über Meer turbinert wurde. Im Erdgeschoss an der Nordseite des Fabrikgebäudes platzierte man ein kleines Wasserkraftwerk, welches für die Stromversorgung der Weberei eingerichtet wurde. Es enthält eine Turbine (Wasserrad), ein Schwungrad und einen Generator. Das Wasser kommt über unterirdische Rohre (Druckleitung), seit 1893 aus dem «neuen» Weiher, der sich oberhalb der «Meierhofstrasse» auf 610 Meter über Meer unterhalb des «Letzanawaldes» befindet. Dort wird das Wasser aus nahen Bächen gesammelt und im Weiher gestaut. Dieser Weiher liegt 188 Meter höher als die Turbine und in der Turbine wird diese Energie mechanisch umgewandelt. Der schon länger ausser Betrieb gestellte untere Beton-Weiher wurde in den 1980er-Jahren aufgefüllt und planiert. Ich erinnere mich noch als unmittelbarer Anwohner, hier im illegal gelagerten Abfall in Tümpeln Grasfrösche, Erdkröten und Bergmolche laichen gesehen zu haben. Diese Amphibien wie auch die Ringelnatter besuchten ein auf meinem Grundstück eingelassenes Kinderbad und einen Steinbrunnen.

Oberhalb des «St. Mamertenwegs» führt heute noch ein Stollen in einem privaten Bereich zu einem Auslass unter dem ehemaligen Weiher. Die beiden Druckleitungen vom alten und neuen Weiher trafen sich schliesslich ob der «Runkelsstrasse» und beide wurden weiter paral-

Abb. 46: Ein zerfallendes Häuschen in «Runkels» als Hinweis auf frühe Stromgewinnung.



Abb. 47 links und 48 Mitte:
Dem Speicherbecken
auf «Letzana» zugeführte
Gewässer.

Abb. 49 rechts: Alte Schieber-
einrichtungen der Wasserzufuhr
zur Druckleitung.



Abb. 50 links: Detail des
Wasserspeichers, landschaftlich
nicht unbedingt integriert.

Abb. 51 Mitte und 52 rechts:
Eingangstor des Stollens
zum alten Weiher am Rande
eines Privathauses am
«St. Mamertenweg», datiert
ob dem Eingang 1947.

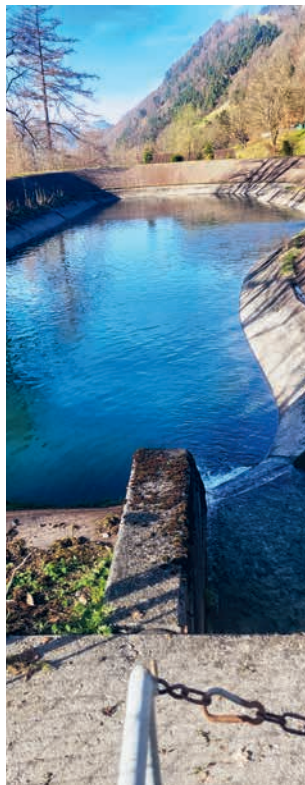
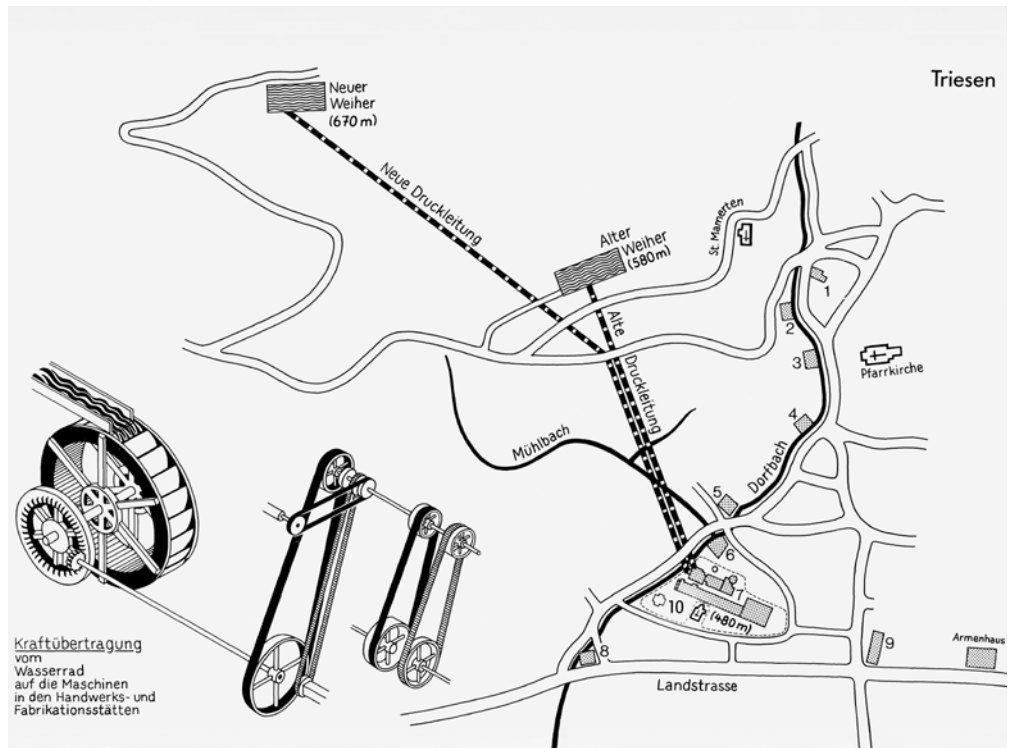


Abb. 53: Das verlotterte Häuschen an der «Runkelsstrasse» in Triesen.

Abb. 54 und 55: Rostiges Innenleben des Häuschens.



Abb. 56: Skizze zur Industrialisierung und Stromversorgung in Triesen, «Wasserläufe bestimmen den Standort der Fabriken»; 1. Säge und Mühle (1883–1982), 2. Hammer-schmiede (1864–1944), 3. Mühle (1868–1929), 4. Schreinerei (1913–1950), 5. Lohstampfe, hier wurde Eichenrinde gestampft für das Gerben von Leder (circa 1750–1861), 6. Mühle (Mittelalter bis 1901), 7. Weberei (1863–1982), 8. Mühle (1868–1928), 9. Kosthaus und Fabrikwohnungen, 10. Fabrikantenvilla, Wohnung des Fabrikdirektors. Aus: Paul Vogt, Brücken zur Vergangenheit, S. 215, grafische Gestaltung: Evelyn Bermann.



lel geführt (siehe Skizze). Dort befindet sich ein arg verlottertes geheimnisvolles Häuschen. Das Dach ist nicht mehr dicht, im Innern findet sich eine Schaltstelle für die Druckleitungen und es ist mit rostigen Schiebern ausgestattet. Ein wahrer Lost Place, vergessen, und kaum jemandem dürfte der einstige Zweck des Häuschens bekannt sein.

Die Betriebsschliessung der Textilfabrik in Triesen fand im Jahre 1982 statt. Das Kleinkraftwerk im ehemaligen Webereigebäude funktioniert weiterhin. Es wurde im Jahr 2000 durch die Liechtensteinischen Kraftwerke (LKW) übernommen. Die Druckleitung mit 400 mm Durchmesser wurde erneuert. Der einst auch durch die Fischerei genutzte Betonweiher hat ein Volumen von 4100 Kubikmeter und produziert jährlich 0,8 GWh Energie, was dem Verbrauch von rund 150 Vierpersonen-Haushalten entspricht (Deicha 1998). Das verbliebene Bauwerk an der «Runkelsstrasse» sollte als Reminiszenz der frühen Elektrifizierung restauriert und erhalten bleiben.

Quellen und Literatur

- Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. 3 Bände. Triesen, 1988–89, hier Band 1, S. 263–269.
- Deicha, Cyrill: Energie-Exkursion nach Triesen. Naturwissenschaftliches Forum. Vaduz, 1998.
- Weitensfelder, Hubert: «Jenny, Spoerry & Cie.», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: https://historisches-lexikon.li/Jenny,_Spoerry_%26_Cie., abgerufen am 7. Februar 2025.

Nachtwachen dienten der Bewachung von Siedlungen, der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit sowie der Alarmierung bei Gefahr, besonders bei Feuer. Bereits eine liechtensteinische Polizeiordnung von 1732 verlangte die Aufstellung einer Tag- und Nachtwache. Die Nachtwächter waren auch befugt, verdächtige Personen festzunehmen. Alle Männer über 18 Jahren waren abwechselnd zur Nachtwache verpflichtet. Das scheint aber schlecht funktioniert zu haben, wurden doch schon bald besoldete Nachtwächter angestellt. Das Feuerpolizeigesetz von 1865 verpflichtete jede geschlossene Ortschaft, das ganze Jahr hindurch bestellte Nachtwächter einzusetzen. Diese hatten zu jeder Stunde eine vorgeschriebene Route abzugehen. Von Schaan ist bekannt, dass der Streifgang der Nachtwache im Winter von 23 Uhr bis 4 Uhr morgens, im Sommer von 23 Uhr bis 3 Uhr dauerte (Gemeinde Schaan 2018). Sie hatten die Stunden auszurufen und haben Nachtwächterlieder gesungen, was auch zur Kontrolle ihres Wirkens diente. Büchel (1988/89, S. 705) benennt die Singstrophen in Triesen für die einzelnen Stunden. Bis zum Jahre 1878, in welchem die Kontrolluhr in Triesen angeschafft wurde, musste also der Nachtwächter zur Kontrolle diese Nachtwächterlieder singen. Die stündlichen Nachtwächterrufe in Triesen sind auch in einem Beitrag über Liechtensteiner Volksbräuche (Schädler 1916) festgehalten. Dem letzten Nachtwächter widmeten Edwin Nutt (Text) und Istvan Lork (Satz) 1985 ein Lied (Nutt & Lork 1985).

Im Gemeindearchiv und in der Kulturgütersammlung liess sich für Triesen zum Nachtwächter Folgendes erheben: In der Sammlung gibt es noch vier Kontrolluhren, in einem Fall mit dem begleitenden Signalthorn und ausgefüllten Stempelkärtchen. In Triesen sind alle Nachtwächter seit 1880 verzeichnet. In einem Vertrag des Jahres 1880 ist die Entschädigung mit jährlich 100 Gulden verzeichnet. Der Nachtwächter war während der Zeit vom 1. Mai bis zum 1. September zu zwei Kontrollgängen um 23 Uhr und 2 Uhr und vom 1. September bis 1. Mai zu drei Kontrollgängen um 23 Uhr, 1 Uhr und 3 Uhr verpflichtet. Bei heftigem Wind und Föhn musste er die ganze Nacht patrouillieren. In einem Anstellungsvertrag des Jahres 1912 wird ersichtlich, dass sieben Kästchen für die Markierungsschlüssel der Kontrolluhr in Triesen angebracht waren, die in der Nacht dreimal zu markieren waren. Diese erwähnten Kontrolluhren waren an bestimmten Häusern angebracht. Ab 1950 wurde die

Funktion des Gemeindepolizisten und Nachtwächters in Triesen zusammengelegt.

Ein Nachtwächter-Kontrollpunkt mit Stechuhr ist mir im März 1988 am letzten hangseitigen Haus am «St. Mamertenweg» im Triesner Oberdorf aufgefallen. Dies ist der Grund, das Thema unter «Lost Places» zu behandeln. Diese Einrichtung ist einer späteren Fassaden-Renovation zum Opfer gefallen.

Damit ist neuerlich eine Erinnerung verloren gegangen. Viktor Marogg (Jahrgang 1944, persönliche Mitteilung vom 12. Mai 2024) meinte, an der Haldengasse ebenfalls eine Stechuhr gesehen zu haben. Die weiteren Standorte sind unbekannt, auch ob allenfalls noch solche Kontrolluhren Bestand haben. Der angestellte Nachtwächter in Schaan soll jeweils morgens sein Resultat abgegeben und abends wieder ein Gerät in Empfang genommen haben (Gemeinde Schaan 2018). Ab Mitte des 20. Jahrhunderts wurden in allen Gemeinden die Nachtwachen aufgehoben. Zur Brandverhütung bei Föhn dienten weiterhin von den Gemeindebewohnern versehene nächtliche Föhnwachen, bis die Feuerwehr diese Aufgabe übernahm. Ich entsinne mich, solchen Föhnwachen in Triesen noch begegnet zu sein.

Quellen und Literatur

Büchel, Josef: Geschichte der Gemeinde Triesen. 3 Bände. Triesen, 1988–89.

Gemeinde Schaan (Hrsg.): Nachtwächter – ein einsames Amt. Blickpunkt – Magazin der Gemeinde Schaan, Herbstausgabe 2018, S. 28.

Marogg, Christine, Sachbearbeiterin Gemeindearchiv Triesen, E-Mail vom 15. Mai 2024 zur Anfrage betreffend Nachtwächter.

Nutt, Edwin; Lork, Istvan: Am letschte Nachtwächter. Üseres Liaderbüechle, Hrsg. Trachtenvereinigung Vaduz. Vaduz, 1985.

Schädler, Albert: Liechtensteiner Volksbräuche und Volkssagen. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 16. Vaduz, 1916, S. 87–88.

Veits-Falk, Sabine: «Nachtwache», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: <https://historisches-lexikon.li/Nachtwache>, abgerufen am 11. Februar 2025.

Abb. 57: Kontrollpunkt für den Nachtwächter am «St. Mamertenweg» in Triesen, März 1988.



Die «rebellisch» errichtete Mauer beim «Meierhof» in Triesen

Das auf einem Schuttkegel des «Eichholztobels» etwas erhöht über dem Talboden liegende Gebiet des «Meierhofs» in Triesen war bereits in prähistorischer wie in römischer Zeit besiedelt. Der «Meierhof» selbst ist um 1520 erstmals belegt und war im Besitz der Landesherren. Im Jahre 1734 verzichtete das Fürstliche Rentamt auf die eigene Bewirtschaftung und gab es als sogenanntes Schupflehen auf Lebenszeit an verschiedene Leute ab. Mit knapp 21 Hektar bildete der Meierhof den grössten zusammenhängenden landesherrlichen Besitz in Liechtenstein.

Mit dem Zehntablösungsgesetz des Jahres 1864 wurde der «Meierhof» zum alleinigen Besitz der Geschwister Nigg. Josef Nigg, der Vater der Meierhof-Geschwister, hinterliess seinen Kindern nebst Gebäulichkeiten 10 334 Klafter Reben, Wiesen und Weideland sowie ein Reinvermögen von 4503 Gulden, was für damalige Verhältnisse ein beachtliches Vermögen darstellte (Eberle 1998).

Ab 1864 wurden die Strassen von Vaduz und von der «Maschlina» als Zubringer von Triesen im Bereich des «Meierhofs» gebaut. Beim Bau der «Maschlinastrasse» kam es zu Unstimmigkeiten der Geschwister Franz, Johann, Florian und Maria Nigg mit dem Triesner

Gemeinderat. Auch von der Regierung erhielten sie für ihre gestellten Forderungen keine Unterstützung. Für die Bürger von Triesen bestand im Winter ein Wegrecht über den «Meierhof zum Unterforstwald». Dieser Gemeindeforstwald lieferte vielen Triesner Familien nötiges Brennholz im Losholzverfahren. Dieses Wegrecht sei dann auch im Sommer immer wieder über die Meierhofwiesen beansprucht worden. Nachdem ihr Protest gegen den Missbrauch des Wegrechts erfolglos geblieben war, begannen die Gebrüder Nigg 1881 mit der Erstellung einer Einfriedungsmauer an der Grenze zum «Unterforstwald» und nahmen so ihr Recht in die eigenen Hände. Die Aufregung war gross und es entwickelte sich ein erbitterter Streit, wobei die Ortsvorstehung die Geschwister Nigg wegen Servitutseinschränkung (= Nutzungseinschränkung) einklagte. Beide Seiten zogen Advokaten bei. Am 26. November 1881 erging ein gerichtlicher Exekutionsbescheid zum Abbruch der Mauer an die Geschwister. Auch eine dritte Instanz der Richter in Wien bestätigte den Exekutionsbescheid. Bei einer nachfolgenden Polizeiaktion kam es zu Handgreiflichkeiten und Gewehrschüssen, das Abbruchkommando mit 30 bis 40 Mitarbeitern musste abrücken. Die Geschwister Nigg wurden wegen Aufruhr und «schweren Aufstandes» und wegen

Abb. 58: Blick auf die
«rebellische Mauer» beim
«Meierhof» in Triesen.



Fluchtgefahr in Untersuchungshaft genommen und zu Kerkerstrafen verurteilt. Der Zivilprozess um die Servitutseinschränkung zwischen der Gemeinde Triesen und der Familie Nigg zog sich parallel zum Strafprozess weiter. Der Anwalt der Geschwister beantragte beim Appellationsgericht, dass entgegen dem Landgerichtsentscheid nicht der Abriss der ganzen Mauer verfügt werde, sondern lediglich Öffnungen in diese zu brechen seien. Sachverständige meinten, dies sei servitutskonform. Auf einem Plan wurden die Maueröffnungen im Jahre 1882 festgehalten, wogegen die Gemeinde Triesen beim Obersten Gerichtshof opponierte, aber nicht Recht bekam. Nach Büchel (1988/89) wurde die Mauer von der Gemeinde Triesen ohne weitere Belästigung, wo nötig, abgetragen und es sei mit den Besitznachfolgern ein Vergleich abgeschlossen worden. Der Vergleich von 1889 habe die restliche Mauer bestehen lassen und es wurde bei der oberen Mauer ein fahrbarer Weg gegen das Tobel erstellt.

Heutiges Fazit: Die sehr solid gebaute Mauer steht noch heute oberhalb des «Meierhofs» auf einer Länge von über 200 Meter. Sie verläuft innen konisch zur maximalen Höhe und fällt nach aussen senkrecht ab. Sie ist circa 1,3 Meter hoch, geschwungen angesetzt und weist keinerlei ersichtliche Öffnungen aus. Das Elternhaus der Geschwister stand auf der anderen Seite der «Meierhofstrasse» und wurde abgerissen, ist also nicht ident mit dem noch bestehenden Altgebäude im Meierhof. Ein auf Internet abrufbares Luftbild des Jahres 1984 zeigt den heute noch gültigen Linienverlauf und innerhalb der Mauern stand noch kein Haus, was heute teils überbaut ist. Die Gemeinde Triesen soll bei der späteren Überbauung verlangt haben, dass der Mauerverlauf erhalten bleibt (mündliche Aussage Albert Eberle vom 17. Mai 2024). Der fahrbare Weg gegen das Tobel besteht noch und dort wurde ein Sammler eingebaut. Emanuel Banzer, Amt für Bevölkerungsschutz, meint, dass der Mauerbau wohl auch den Sinn gehabt habe,

Abb. 59: Die «Maschlinastrasse» verbindet Triesen mit dem «Meierhof»; nordöstlich davon (schraffiert) die «Niggabünt», durch welche damals der Weg zum «Underforst» führte. Aus: Albert Eberle, 1998.

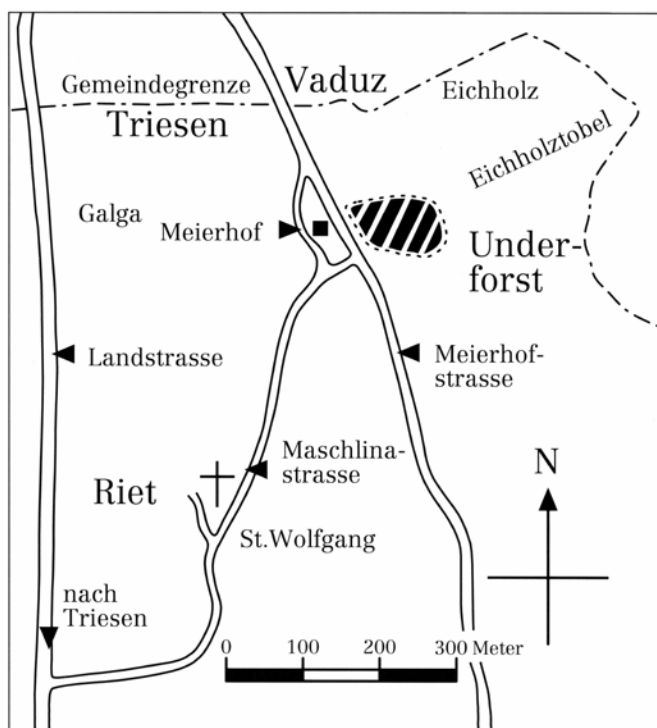


Abb. 60: Mauerbereich gegen das «Eichholztobel».



Historisches Gedenken an Verunglückte im Wald

einen Schutz gegen Verrüfung der Meierhofwiesen von Seiten des «Eichholztobels» zu gewährleisten.

Fakt ist also: Die «rebellisch» errichtete Mauer scheint trotz der Aussagen in Büchel (1988/89) heute noch nördlich der Meierhofstrasse vollständig erhalten zu sein.

Nach vorzeitiger Entlassung der Geschwister Nigg nach Gnadengesuchen wanderten 1883 alle fünf Geschwister Haus und Hof verlassend in den Dienst der afrikanischen Mission. Albert Eberle (1998) bezeichnete sie als «gottesfürchtige Rebellen» und schilderte ihre Aktivitäten in Afrika. Die jüngste Schwester Josefa erbte den Hof und ihr Enkel Urban Kindle baute 1955 das Hotel-Restaurant Meierhof. Die markante Mauer ist als Denkmal erhalten geblieben.

Quellen und Literatur

Büchel, Josef: Der Mauerstreit im Meierhof. In: Geschichte der Gemeinde Triesen. Triesen, 1988–89, Band 2, S. 647–648.

Eberle, Albert: Gottesfürchtige Rebellen aus Liechtenstein. Das bewegte Leben der Geschwister Nigg in Triesen und in Afrika. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 95. Vaduz, 1998, S. 75–116.

Kindle, Konrad: «Meierhof», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: <https://historisches-lexikon.li/Meierhof>, abgerufen am 11. Februar 2025.

Insbesondere in unseren Wäldern begegnen uns Kreuze und Erinnerungstafeln, welche im Gedenken an verunglückte Mitmenschen aufgestellt oder angebracht wurden. Sie sind Zeichen des Glaubens, aber auch der Vergänglichkeit. Es ist dies ein Brauchtum, welchem wir im ganzen Alpenraum und darüber hinaus begegnen. Wir beschränken uns in der nachfolgenden Betrachtung auf Ereignisse im Fürstentum Liechtenstein und hier auf Verunglückte im Rahmen der früheren land- und forstwirtschaftlichen Nutzung. Solchem Gedenken begegnete ich in den letzten 50 Jahren bei Arbeiten in der freien Natur hie und da. Ich versuchte mich nun zu erinnern, wo ich solches einst gesehen hatte. Es wird dies keine vollständige Übersicht sein. Einige der früheren Beobachtungen liessen sich bei einer Nachkontrolle nicht mehr finden. So fand ich nach meiner Erinnerung einst ein Holzkreuz für Josef Thöny (1848–1909). Es war an einem Baumstumpf nahe des «Eichholztobels» am «Grüschaweg» am Triesenberg montiert. Und dort begegnete ich ihm tatsächlich nach Jahrzehnten wieder. Bei einem Gedenken für einen «Jüngling» auf dem Fussweg von Nendeln nach Planken, den ich anlässlich der autofreien Sonntage des Jahres 1973 beging, fand ich den Hinweis nicht mehr. Ebenso suchte ich vergeblich nach einem gusseisernen Kreuz nahe des alten Tunnels. Das befand sich anfangs der 1970er-Jahre an einem sehr abgelegenen Ort am «Sternenberg» in einer steilen Wiese. Ich meine mich noch des Vornamens Kreszentia und der Bezeichnung «Jungfrau», also einer ledigen Person, zu erinnern, obwohl sie damals schon betagt war. Das Gedenkzeichen fand ich nicht mehr.

Zahlreiches Gedenken findet sich heute auch an Stellen, wo Menschen Verkehrsoffer geworden sind oder in der Ausübung des Sports oder bei alpinen Wanderungen zu Tode kamen. Weitere Unglücksfälle und Verbrechen gehören ebenso dazu. Diese sind, wie erwähnt, nicht Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung und Foto-sujets.

Dieses Gedenken in Form von Holzkreuzen und Tafeln an Bäumen ist vergänglich, verwittert, ist mit der Zeit nicht mehr lesbar oder angebrachte Tafeln an Bäumen fallen herunter. Das meiste Gedenken gilt Personen, die beim Holzen verunglückten. Gefährlich war insbesondere das Riesen des Holzes bergabwärts. Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde in den Heubergen das Wildheu gesammelt. Allein in Triesen soll dies 75 Tonnen

Heu pro Jahr ausgemacht haben. Das war eine wichtige Ergänzung des Winterfutters. Während der Arbeiten verblieb man vor allem in Triesen teils in den Hütten, wo man die Ernte einbrachte. Im Winter wurde das Futter in Heuriesen heruntergelassen und auf Hornschlitten ins Dorf transportiert. Auch diese Arbeit war gefährlich und tödliche Unfälle sind vielfach belegt. Dazu kamen Naturgefahren wie Lawinen und Steinschlag, die eine weitere Bedrohung für Leib und Leben darstellten.

Abb. 61: Gedenkstätte aus Gusseisen von 1855 für «Jüngling» Wilhelm Seger in Vaduz. Foto: Klaus Biedermann.



Die beiden ältesten mir bekannten Gedenkstätten stehen im Vaduzer Wald, und zwar aus den Jahren 1855 und 1865. Der Grund der zeitlichen Ausdauer liegt wohl darin, dass hier die zwei Erinnerungsstätten wetterfest aus Gusseisen angefertigt wurden. Eine dieser Stätten liegt an der Forststrasse zum «Wildschloss», die andere findet sich nördlich von «Iraggell». Auf der Flurnamenkarte für Vaduz steht für diesen Standort der Flurname «Kasperikrüzli», die kürzlich renovierte Inschrift am Kreuz lautet:

Abb. 62: Gedenkkreuz für Kreszentia Rheinberger-Hoop aus dem Jahr 1865, nördlich von «Iraggell» im Vaduzer Wald.



Abb. 63: Gedenkkreuze für Xaver Schurti 1922 und Jakob Konzett 1933 am «Wisscheld» in Triesen.

Abb. 64: Gedenktafel Fidel Frick 1926, (Gebiet «Zillerank» Abzweigung «Ochsawäg – Mattheid Lida», Balzers-Mäls); Foto: Aldo Wille.



Abb. 65: Gedennkreuz für Josef Thöny 1909 am «Grüschaweg» in Triesenberg.

Abb. 66: Drei Gedenkkreuze im Gebiet «Oberes Wäldle», Balzers; Foto: Herbert Hasler.



tet aber auf Kreszentia Rheinberger-Hoop (vor der neuesten Renovation, offenbar einst falsch übermalt, hiess es: Theresia Rheinberger-Goop). Diese Frau soll hier am 31. Mai 1865 beim Beerenlesen verunglückt sein. Wie ist der Flurname «Kasperikrüzli» zu erklären? Ihr Mann Georg Anton Rheinberger war ein Sohn von Katharina Konrad und Kaspar Rheinberger, deshalb entstand nach ihrem Schwiegervater der Sippschaftsname «Kasperli» (E-Mail von Klaus Biedermann, 17. Mai 2024).

Zwei mir besonders präsenste Baumschilder liegen am «Fluchtweg» auf der Triesner Seite am Fuss der «Mittagspitze». Sie dürften den Ort des Geschehens repräsentie-

ren. In Schaan an der Landstrasse nach Planken und in Balzers bei der «Balzner Rüfe» wurden zwei Gedenkstätten für Kreuze errichtet, also zusammen an einem Ort aufgestellt. Das erleichtert das würdige Erinnern. Andererseits verlieren solche Stätten die Authentizität, da sie nicht mehr am Ort des Geschehens stehen. Eine auf Tafeln oder Kreuzen festgehaltene Aussage kann so ihren Sinn verlieren. So steht am Schaaner Platz des Gedenkens, dass der verunglückte Jüngling Karl Kaufmann circa 1000 Meter über dieser Stelle verunglückt sei. Das ist wie bei einem Findling, der zur Zierde in einen Garten transportiert wird und nicht mehr am ursprüng-

Abb. 67: Katharina Büchel † 1903 am «Fluchtweg» in Triesen.



Abb. 68: Xaver Schurte † 1893 verunglückt ebenfalls am «Fluchtweg» in Triesen (Foto: Hans Frommelt).





Abb. 69: An der Planknerstrasse auf der Höhe des Beginns des «Fürstenwegs» findet sich eine Gedenkstätte für im Wald Verunglückte.



Abb. 70: Gedenkkreuze am Weg zur «Alp Valüna» (Foto: Armando Broggi).

Ein verlorenes Bauwerk in den «Rheinauen»

lichen Ort der Gletscherablage vorliegt. Die Bezeichnungen «Jüngling» und «Jungfrau» beziehen sich übrigens bis ins hohe Alter auf den unverheirateten Status und haben mit dem Alter nichts zu tun. Diese Bezeichnungen wurden noch bis ins 20. Jahrhundert verwendet.

Quellen und Literatur

- Klaus Biedermann: E-Mail vom 17. Mai 2024 an den Autor.
Frommelt, Fabian: «Heuberge», Stand: 31. Dezember 2011. In: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL), URL: <https://historisches-lexikon.li/Heuberge>, abgerufen am 11. Februar 2025.
Stricker, Hans; Banzer, Toni; Hilbe, Herbert: Liechtensteiner Namenbuch – Die Orts- und Flurnamen des Fürstentums Liechtenstein, 6 Bände. Vaduz, 1999, hier Band 2 Triesenberg-Vaduz. Vaduz, 1999, S. 372–373.
Vogt, Felix: Unfallkreuze in Liechtenstein. In: Eintracht, Zeitschrift für Heimat und Brauchtum, Nr. 33. Vaduz, 2003, S. 11–22.

In den Jahren 1861–1881 wurden die heutigen Hochwuhre am Alpenrhein errichtet (Internationale Rheinregulierung 1993). Der Rhein führt bei Hochwasser viele Schwebstoffe mit sich, man rechnet mit jährlich rund drei Millionen Kubikmeter Sedimentfracht an der Rheinmündung. Diese Schwebstoffe wurden vor dem Dammbau im strömungsarmen Gelände im ganzen Rheintal deponiert. Dies führte zu Auflandungen und damit Geländeerhöhungen. Diesen Vorgang nennt man Kolmation. Diese natürlichen Überschwemmungen erfolgten unregelmäßig. Die Kolmatierungsprozesse untersuchte Ulrich Schälchli eingehend (Schälchli 1993). Der Mensch kann die Kolmation auch gezielt verwenden, um tief gelegene Gebiete zu heben und den Untergrund zu düngen.

«Bei der Kolmation wird das schlickreiche Wasser des Flusses in Staureviere eingelassen, die mit Dämmen unterteilt sind, wo sich die Schwebstoffe absetzen, je nach Fracht innert Jahren oder Jahrzehnten auf den vorher ertragslosen Kiesflächen beträchtliche für die Landwirtschaft nutzbare Auflandungen bilden und auch tiefliegende vernässte Stellen auffüllen» (Lippuner & Heusser 2001). Diese Kolmation mit Überflutungen wurde jeweils vom Frühling bis Herbst betrieben. Auf der Schweizer Seite wurden in den 1870er-Jahren in der Zeit des Rheinbauleiters Jost Wey (1843–1908) fünf Kolmationsschleusen in die neuen Rheindämme zwischen Bad Ragaz und Salez gelegt (Vischer 2003). Diese nötigen Durchlässe waren bis zwei Meter breit und wurden zur Auflandung zwischen dem Rhein und den Binnendämmen genutzt. Diese Kulturlandgewinnung wurde dort bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs betrieben. Das soll nach Vischer (2003) allerdings nur auf der Schweizer Seite eingebaut worden sein. Das kann aber nicht stimmen, weil es solche Anlagen auch auf der liechtensteinischen Seite gab. Im Rechenschaftsbericht der Fürstlichen Regierung an den Hohen Landtag (Fürstliche Regierung 1923) ist zu lesen: «Gefährlicher erscheinen dem Bauamt die 3 Durchlässe und ein aus Bruchsteinen im Trockenmauerwerk erstellter Durchlass. Dieselben liegen heute bereits sehr tief. Ihr Verlandungseffekt ist sehr gering und steht zur Grösse der Gefahr, welche alte Durchlässe für die Dammanlagen darstellen, in keinem Verhältnis, dieselben sollten notwendig vermauert werden». Daraus wird ersichtlich, dass es auch auf der Liechtensteiner Seite Kolmatierungsanlagen schon vorher gegeben hat und diese Durchlässe als Gefahr für die Dammsicherheit gesehen werden.

Im Abschnitt Bendern-Ruggell findet sich in der «Spetzau» in den ehemaligen Rheinauen ein massives Kolmations-Bauwerk inmitten des Galeriewaldes. Das mächtige Betonbauwerk hat an seinem Fussende Durchlässe für die Regulierung des Schwemmguts. Auf der Rheinseite findet sich der Einlass. Das Bauwerk wurde im Jahre 1957 errichtet (Fürstliche Regierung 1958). Es ist von einer «Erstellung eines Röhren-Durchlasses in der Unteren Rheinau inkl. Ausbrechen eines Grabens von 200 Meter Länge für die Kolmatierung» die Rede. An dieser Stelle bestand nach Aussage von Emanuel Banzer vom Amt für Bevölkerungsschutz bereits ein älterer Durchlass, welcher mit dem Neubau aktiviert wurde (E-Mail vom 24. November 2024). Dies soll die letzte auf dem liechtensteinischen Abschnitt errichtete Kolmatierungsschleuse sein. Kolmationsanlagen gab es auf der liechtensteinischen Seite auch anderswo. Vom Einbau einer Kolmatierungsschleuse unterhalb der Rheinbrücke Bendern ist im Rechenschaftsbericht der Regierung des Jahres 1940 die Rede (Fürstliche Regierung 1940). Weitere Kolmatierungen gab es im Bereich der Eschner Au, wo sich Querdammriegel befanden und westlich des Modellflugplatzes am Waldrand ein Auslaufwerk eingerichtet war. Dieser Abschnitt wurde inzwischen vollständig mit einer Deponie abgedeckt. Kolmatierungen fanden auch im Balzner Bereich unterhalb der heutigen Fussgängerbrücke zwischen Rheindamm und Binnendamm statt, wie die noch sichtbaren Kolmatierungsschleusen

belegen. Im Zuge der geotechnischen Untersuchungen der Rheindämme wurden nach Aussage von Emanuel Banzer alle im Gelände und am Damm noch auffindbaren Kolmatierungsschleusen kartiert. Lost Places sind solche beschriebenen Kolmationsbauwerke allemal.

Quellen und Literatur

- Emanuel Banzer: E-Mail vom 24. November 2024 an den Autor.
 Fürstliche Regierung: Rechenschaftsbericht der Fürstlichen Regierung den Hohen Landtag 1923, S. 67.
 Fürstliche Regierung: Rechenschaftsbericht der Fürstlichen Regierung an den Hohen Landtag 1940, S. 101.
 Fürstliche Regierung: Rechenschaftsbericht der Fürstlichen Regierung an den Hohen Landtag 1958, S. 112.
 Internationale Rheinregulierung 1892–1992: Der Alpenrhein und seine Regulierung. Zweite ergänzte Auflage. Rorschach, 1993.
 Lippuner, Mario; Heusser, Hans: Geschichte der Flusslandschaft und der Amphibien im Alpenrheintal. In: Zeitschrift für Feldherpetologie, 8. Bochum, 2001, S. 81–96.
 Schälchli, Ulrich: Die Kolmatation von Fliessgewässersohlen: Prozesse und Berechnungsgrundlagen. Versuchsanstalt für Wasserbau, Hydrologie und Glaziologie der ETH Zürich, Mitteilungen Nr. 124. Zürich, 1993.
 Vischer, Daniel L.: Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz: von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. Berichte des Bundesamts für Wasser und Geologie. Bern, 2003.

Abb. 71: Ein markantes, vorerst undefinierbares Bauwerk in den Rheinauen.



Abb. 72: Kolmatierungsbauwerk mit Durchlass für das Schwemmgut.



Eine Treppe ins Nirgendwo beim «Gampriner Seelein»

Es ist dies ein kleines Fragment eines Lost Places, nämlich eine einsame Treppe, die ins Nirgendwo führt. Dahinter steht aber eine bedeutsame Geschichte. Wir müssen auf den 25. September 1927 zurückblenden. Damals brach der liechtensteinische Rheindamm knapp oberhalb der Eisenbahnbrücke Schaan-Buchs. Dadurch wurde unterhalb der Bruchstelle auf einer Länge von rund 15 km meist liechtensteinisches Land überflutet. Bei Bendern ergab sich für das abfliessende Wasser eine Engstelle zwischen dem Eschnerberg-Ausläufer und dem dort noch intakten Rheindamm. Der Engpass führte beim Abfluss zur Düsenwirkung mit einer Auskolkung, die das heutige «Gampriner Seelein» schuf. Diese stehende Wasserfläche ist also erst nach der Rheinüberschwemmung 1927 mit knapp 1,5 Hektar Fläche entstanden und bildet nun die grösste natürlich entstandene Wasserfläche des Landes.

Am Ostufer des heutigen Seeleins stand vor der Überschwemmung ein Wohnhaus, welches durch das Rheinwasser zerstört wurde. Davon ist heute nur mehr die

Treppe im Gelände sichtbar geblieben. Aus den topografischen schweizerischen Landeskarten vor der Rheinkatastrophe ist in dieser Gegend eine Hausgruppe ersichtlich. Aus einem erhaltenen Brief von Karolina Büchel an die in den USA lebende Familie Ulrich Öhri wird detailliert über die Schäden der Rheinüberschwemmung von 1927 von Bendern bis Ruggell berichtet. Man würde die Landschaft nicht mehr erkennen, so habe sich das Gesamtbild verändert. Von mehreren zerstörten Anwesen ist die Rede. Der 2023 verstorbene Bruno Näscher aus Gamprin bestätigte mir vor vielen Jahren, dass dieses Haus mit der Treppe seinen Vorfahren gehört habe. Das 300 Meter weiter nördlich stehende Feldkappelle hat wie ein Wunder die damalige Rheinüberschwemmung inklusive grossem Kreuz und Betschemel heil überstanden. Die einsame Treppe ist die letzte Erinnerung an dieses Naturereignis des Jahres 1927 und das 1961 unter Naturschutz gestellte Seelein damit die verbleibende Reminiszenz.

Abb. 73: Isoliert in der Wiese: Die Treppe ins Nirgendwo.

Abb. 74: Das Feldkappelle 300 Meter nördlich des «Gampriner Seeleins» hat die Rheinüberschwemmung 1927 wie durch ein Wunder unbeschadet überstanden.



Ein Kalkofen am «Hinterschellenberg»

Quellen und Literatur

Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein und Liechtensteinisches Landesarchiv, Vaduz, Schreiben von Karolina Büchel, geborene Hasler, an die Familie Ulrich Öhri über die Rheinüberschwemmung in Bendern beziehungsweise Gamprin sowie in Ruggell, 6. Dezember 1927; <https://e-archiv.li/textDetail.aspx?backurl=auto&etID=48544&eID=12>, abgerufen am 11. Februar 2025.

Ospelt, Walter: Die Bildstöcke oder «Kappile» im Fürstentum Liechtenstein. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 68. Vaduz, 1968, S. 129–164.

Bei den letzten Häusern am «Hinterschellenberg» folgt der Abzweiger eines Flurwegs zur Vorarlberger «Egg», wobei bald eine weitere Wegspur zum Wald hinauf abzweigt. Dort oben heisst die Flur «Kalkofen». Vom Weg zweigt ein markierter Pfad in Richtung «Gantenstein» ab. Im Waldrand erhebt sich nördlich des markierten Wanderwegs ein ringförmig aufgebautes vulkanartiges Gebilde. Es ist dies ein alter Kalkofen, was an einem Ausschnitt einer aufgeschichteten Steinmauer ersichtlich ist. Das war ein Brennofen für die Herstellung von Branntkalk. Hier wurden Kalksteine eingebracht, mehrere Tage verbrannt, bis sie zerbröselten, und dann wurde der Kalk als Baustoff genutzt. Diese Technik bestand in Mesopotamien bereits vor 11 000 Jahren, die gewerbliche Nutzung wurde im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingestellt. Der Flurname «Kalkofen» kommt in Liechtenstein mehrfach vor. Am Hinterschellenberger Kalkofen kommen wohl die Wanderer vorbei und werden den Kalkofen kaum beachten. Er präsentierte sich in den 1980-Jahren noch deutlich erkennbar, heute ist er weitgehend mit Baum und Strauch abgedeckt und nur der Eingeweihte wird ihn noch erkennen.

Im Jahrbuch des Historischen Vereins, Band 79, steht geschrieben, dass in den Jahren 1978–79 in Liechtenstein mehrere ehemalige Kalköfen entdeckt wurden, so der erwähnte am «Hinterschellenberg», in der Nähe der Oberen Burg, in der «Spania» in Vaduz sowie in

Abb. 75: Das Areal des Kalkofens heute, fast nicht mehr im Gelände erkennbar.



Gamprin, wobei noch frühere Fundberichte über Kalköfen vorliegen (Marxer 1979). Das Thema wäre eine Bearbeitung wert.

Quellen und Literatur

Marxer, Felix: Vereinschronik, Grabungen, Grabung auf der Burg bis jetzt «Alt-Schellenberg» genannt. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 79. Vaduz, 1979, S. 228–229.

Abb. 76: Die ringförmige Anordnung des Kalkofens war anfangs der 1970er-Jahre deutlich erkennbar.

Abb. 77: Freigelegtes Detail des Kalkofens mit Steinmaueraufbau.



Dank

Ein Dankeschön geht an folgende Persönlichkeiten für Informationen:

- Emanuel Banzer, Triesen
- Otto Beck, Triesenberg
- Klaus Biedermann, Vaduz
- Hans Frommelt, Triesen
- Peter Geiger, Schaan (†)
- Andreas Götz, Sevelen
- Herbert Hasler, Balzers
- Max Leuener, Alt-Stadtpräsident, Maienfeld
- Christine Marogg, Gemeindearchiv Triesen
- Viktor Marogg, Triesen
- Rupert Quaderer, Schaan
- Gebhard Schurti, Triesen
- Rupert Tiefenthaler, Liechtensteinisches Landesarchiv, Vaduz
- Xaver Tschol (†) und Martin Tschol, Triesen
- Aldo Wille, Balzers

Ein Dankeschön geht auch an Guido Wolfinger, Verena Hasenbach und Klaus Biedermann von der Jahrbuch-Kommission für die Aufnahme dieses Beitrags ins Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein.

Bildnachweis

Die Bildautoren sind in den Bildlegenden erwähnt. Ist kein Bildautor angegeben, stammen die Fotos vom Textautor.

Anschrift des Autors

Mario F. Broggi, Kirchstrasse 11, 9490 Vaduz, Liechtenstein
(mario.broggi@adon.li)

